Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 14 — Gotha, 21. Juli 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Frucht und Wurzel [Sp. 641] — Zum Kampf um die dialektische Theologie. Nachtrag [Sp. 642] — Barthiana II [Sp. 645] — Die Ich-Duhaftigkeit des Menschen und seine innere Einfalt [Sp. 646] — Eros und Logos (Ehrler, Buber) [Sp. 649] — Kirche und Wissenschaft [Sp. 651] — Wohlfahrtspflege, Sozialpolitik und Innere Mission (Steinweg) [Sp. 656] — Die Seelennot der Schwerhörigen [Sp. 659] — Pazifismus und Kirche [Sp. 663] — Interregnum (Witte, Japan) [Sp. 666] — Anti-Protest (Molo, Legende vom Herrn) [Sp. 670] — Heinrich Lersch [Sp. 672] — Bücher und Schriften: Der Menschensohn (Ludwig); Wie sie vielleicht sprachen (Schmitt); Schleiermacher und Ritschl (Wobbermin); Geheimnisse der Seele (Müller-Freienfels); Aus dem Leben meiner Mutter (Schlosser); Die Juwikinger (Dunn); Olav Audunssohn (Undset); Geschichten aus Japan, China, Indien [Sp. 675] — Die Marburger Ausstellung von religiöser Kunst [Sp. 679] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Die Entscheidung über das Common Prayer Book in ihrer Bedeutung für Protestantismus und Einigung [Sp. 681] — Wöchentliche Chronik [Sp. 684] — Verschiedenes: Zu den Kirchgemeindewahlen in Preußen; Zahlen, die zu denken geben; Protest und Anti-Protest; Kleine Mitteilungen [Sp. 685] — Versammlungskalender [Sp. 686] — Anzeigen

Frucht und Wurzel

... ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit ... Ps. 1, 3

Was ist wichtiger, die Frucht oder die Wurzel? Gewiß, keine Frucht ohne Wurzel. Aber was soll uns die Wurzel ohne die Frucht?

In der Bibel ist viel mehr die Rede von Frucht und Früchten, als von der Wurzel. Doch gibt es einige Stellen von eigenem Reiz, die auch von der Wurzel reden. 5. Mos. 29, 17. 2. Kön. 19, 30 = Jes. 37, 31. Hiob 14, 8. 18, 16. 29, 19. Sprüche 12, 3 und 12. Hesek. 17, 6—10. Dan. 4, 12 und 23. Amos 2, 9. Mal. 3, 9. Matth. 13, 6 und Parallelen. Röm. 1, 16—18! Offenb. Joh. 5, 5 und 22, 16 heißt Jesus selbst „die Wurzel Davids". Das sind so die meisten, die wichtigsten Stellen, wenig bekannt. Die Sprüche von den Früchten sind uns vertrauter.

Bilder, Gleichnisse! Also zum Nachdenken. Zwischen der Wurzel und der Frucht ist der Baum. Der Baum bist du, Kind Gottes, Christenmensch. Deine Wurzeln? Ein unermeßlich großes vielverzweigtes Wurzelwerk, das durch die Jahrhunderte geht, durch 60 Generationen bis zu Christus, aber noch viel tiefer zurück bis zu Propheten und Patriarchen. Unermeßlich bis zu den Anfängen Gottes mit uns („Am Anfang" 1. Mos. 1, 1) und zu seinen ewigen Ratschlüssen.

Dieses Wurzelwerk ist wie in der Regel alles Wurzelwerk uns verborgen. Aber es ist der Hauptgegenstand der Theologie. Und für viele christliche Prediger auch der Gegenstand ihrer Predigt. Für viele fromme Christen Gegenstand ihres Glaubens und Bekennens.

Man freut sich als Frommer der seligen Offenbarung. Schon recht. Aber man lasse sich dann mehr offenbaren (Phil. 3, 15). Und man stehe immer wieder still vor der Tatsache, daß dieses ganze Wurzelgewebe, wie in der Natur, so in der Geschichte, mit Erde bedecket ist. Es zu schaffen und zu pflanzen hat Gott sich vorbehalten. Nur irgendwie Zeugen dürfen wir davon sein. Und nur dann und wann etwas pflanzen dürfen auch wir, in der Natur und in der Geschichte; dann achten wir wohl darauf, ob es Wurzel hat, und tun gut daran.

Und man freut sich als denkender, wissenschaftlich arbeitender Mensch der Blicke, die man in das Wurzelwerk unserer Vergangenheit, nein unserer Existenz hinein tun darf. Aber es ist Narrendienst, wenn man nun meint, man wäre dazu da, immer nur die Wurzeln unserer Existenz bloßzulegen und zu betasten. Das hält der stärkste Baum nicht aus. Wenn man z. B. immer nur darauf aus ist, die Glaubenswahrheiten zu begründen, und versäumt darüber die Vertiefung in ihren Inhalt.

Eine Ahnung also sollen wir schon haben von dem Wurzelwerk! Und sollen sehen und wissen, was die Wasserbäche für es bedeuten. Oft Tropfen nur, Tau und Regen, aber wenn man es so zusammenschaut: unendliche Wassermengen, die die Wurzeln tränken in der dürstenden Natur — und unendlicher Segen, der denen zuströmt aus verborgenen Quellen, die geboren sind „aus dem Wasser und Geist"! Aus verborgenen Quellen ja, aber doch klar und offen dahin fließend....

Nun gar der Baum, der „gepflanzt ist an den Wasserbächen" — wie gut hat er's!

Wozu das alles? Frucht zu bringen zu seiner Zeit. Unerbittlich ist selbst der Heiland gegenüber dem unfruchtbaren Feigenbaum. Denn darauf ist vom Schöpfer, vom ewigen Gärtner alles angelegt, Wurzeln und Wasserbäche. Was uns da zuströmt, ist Gottes Werk, Gottes Kraft. Wir sind dazu da, die zu spüren, ihnen stille zu halten, Kanäle des ewigen göttlichen Tuns. Gehorsam den Reichtum der um uns her uns gestellten Aufgaben anzunehmen — und zu tun, was wir können. R

Zum „Kampf um die dialektische Theologie"

Nachtrag. Vgl. Nr. 3 und 4 d. J.

In meinem Meißener Vortrag habe ich die Problemlage des Kampfes um die dialektische Theologie auf die Methodenfrage zugespitzt. Sehr mit Absicht. Denn alle wissenschaftliche Arbeit ist in ihrem Wissenschaftscharakter durch nichts Anderes so stark und entscheidend bedingt wie durch ihre methodische Einstellung und ihre methodische Arbeitsweise. Aber doch entsteht nun an diesem Punkt die Möglichkeit eines Mißverständnisses, das dann seinerseits wieder weittragende Folgen nach sich ziehen kann. Da dieses Mißverständnis mir bereits mehrfach sowohl brieflich wie auch literarisch*) begegnet ist, möchte ich — angeregt durch eine mir sehr wertvolle kritische Bemerkung des Herausgebers dieses Blattes — kurz darauf eingehen, um den damit zusammenhängenden Fragenkomplex möglichst klarzustellen.

Das grundlegende Mißverständnis ist dieses: Die Zuspitzung der theologischen Problemlage auf die Methodenfrage verkenne, sagt man, die Eigenart und Selbständigkeit der theologischen Arbeit, schließlich also überhaupt die Eigenart und Selbständigkeit der Theologie. Möge in aller übrigen Wissenschaft der methodische Ansatz noch so bedeutsam sein, für die Theologie sei er es nicht; für sie komme alles nur auf die Sache selbst an, auf Gott und

*) Vgl. z. B. Neues sächs. Kirchenblatt, 1927, Nr. 43 und 48.

das Reich Gottes, wie es durch die Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus bedingt ist.

Eine solche Argumentation ist in der doppelten Richtung, die in Betracht kommt, irrig. Methodische Besinnung ist für alle Wissenschaft nur Mittel zum Zweck, nie Selbstzweck. Anderseits kann auch die Theologie ihre Wissenschaftlichkeit schlechterdings auf keinem anderen Wege bewähren, als dadurch, daß sie ihre Arbeit grundsätzlich und durchweg in streng methodischer Weise ausführt. Aber dadurch wird auch ihr Sondercharakter, den sie allerdings in Anspruch nehmen und festhalten muß, nicht gefährdet. Ganz im Gegenteil, nur dadurch ist er wirklich sicherzustellen. Dieser Sondercharakter beruht ja tatsächlich darauf, daß die Theologie es überall mit Gott zu tun hat. Gott ist aber für rationale Erkenntnis nicht faßbar; er ist nur im Glauben und für den Glauben faßbar. Eben dieser Sachverhalt muß daher nicht bloß im allgemeinen behauptet, sondern durch das methodische Arbeitsprinzip sichergestellt werden, damit jede Rationalisierung des Glaubens vermieden wird.

Auch die dialektische Theologie bestätigt ihrerseits ihrer Absicht nach die Richtigkeit dieses Urteils. Sie führt ihren Namen von der dialektischen Methode, mit der sie arbeitet. Es fragt sich also, ob die Dialektik die sachgemäße Methode der theologischen Arbeit, speziell der theologischen Systematik, ist. Ich habe diese Frage verneint und behauptet, die sachgemäße Methode auf diesem Gebiet sei die religionspsychologische Methode, genauer: die Methode des religionspsychologischen Zirkels, die durch stete Aufeinanderbeziehung von fides quae creditur und fides qua creditur aus den geschichtlichen Ausdrucksformen des christlichen Glaubens seinen letzten Überzeugungs- und Sinngehalt zu erheben sucht.

Aber hier ist nun ein weiteres Mißverständnis abzuwehren. Zur Beurteilung verschiedener theologischer Gesamtpositionen untereinander müssen Methode mit Methode und Inhalt mit Inhalt verglichen werden; und es muß sodann das jeweilige Verhältnis von Methode und Inhalt untersucht werden. Dagegen darf nicht auf der einen Seite nur die Methode, auf der anderen nur der Inhalt in Rechnung gestellt werden. Sondern die entscheidende Frage ist die, wie sich das methodische Prinzip inhaltlich auswirkt. Diese Erwägung war für mich maßgebend, den Finger darauf zu legen, daß weder der Gottesbegriff noch der Glaubensbegriff, zu dem die dialektische Methode führt, der genuin-christliche, d. h. dem Neuen Testament entsprechende ist, und daß weiter das Gleiche auch für die ethische Grundbetrachtung der dialektischen Theologie gilt. Es kommt dann noch hinzu, daß die dialektische Methode sehr vielfach in dialektische Spielerei und von da aus geradezu in Willkür-Konstruktionen umschlägt. Dahin gehört z. B. die Vieldeutigkeit im Gebrauch des Wortes Religion. Was die dialektischen Theologen gewöhnlich als Religion bezeichnen, darf rechtmäßig gar nicht Religion genannt werden. Es ist vielmehr Verkehrung der Religion in ihr Gegenteil, Umsetzung der Religion in Magie. Der Mangel einer klaren Unterscheidung zwischen Religion und Magie, überhaupt der Mangel einer sachgemäßen Bestimmung des Verhältnisses von Religion und Magie ist für die gesamte Arbeit der dialektischen Theologen von entscheidender Bedeutung.

Das alles weist aber darauf hin, daß die dialektische Methode nicht am richtigen Punkt einsetzt und deshalb der theologischen Aufgabe nicht voll und zureichend gerecht wird.

Ihr gegenüber gründet sich die religionspsychologische Methode mit ihrem religionspsychologischen Zirkel auf denjenigen Tatbestand des religiösen Lebens, der für den christlichen und am allermeisten für den evangelisch-reformatorischen Glauben der durchaus entscheidende ist. Das zunächst schon insofern, als hier die Intention von vornherein auf das gerichtet ist, was, um mit Luther zu reden, in der Religion wirklich „bis an die Seele reichet, sie zu befreien oder zu fangen, fromm oder böse zu machen" — unter Ausschaltung also der Dinge, deren „keines bis an die Seele reichet". Demgemäß wird dann grundsätzlich die Unterscheidung zwischen den peripherischen Vorstellungs- und Ausdrucksformen des Glaubens und seinem spezifisch christlichen Kerngehalt durchgeführt. Ganz nach der Anweisung, die Luther im Anfang der schon zitierten Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" gibt, nehmen wir „vor uns den inwendigen, geistlichen Menschen, zu sehen, was dazu gehöre, daß er ein frommer, freier Christenmensch sei und heiße" und worin das bestehe, das „der Seele bringe und gebe Frömmigkeit und Freiheit". Luther wendet allerdings an der genannten Stelle die Negation seiner Frage direkt nur auf die kultischen Ausdrucksformen des Glaubens an: „ob der Leib heilige Kleider anlegt, wie die Priester und Geistlichen tun, ob er in den Kirchen und heiligen Stätten sei, ob er mit heiligen Dingen umgehet" usw. Daß aber die Frage selbst ganz entsprechend auch auf die Vorstellungsformen des dogmatischen Gebiets anzuwenden ist, ergibt sich aus der Analogie der Sache mit zwingender Notwendigkeit. Zur Veranschaulichung denke man z. B. an die Vorstellung der Jungfrauengeburt, die im Neuen Testament ganz sekundär, anderseits auch außerhalb des Christentums weitverbreitet ist. Beide Momente, die für die Beurteilung schwer ins Gewicht fallen müssen, waren Luther noch verborgen. In den katholischen Kirchen ist dann jene Vorstellung zur Lehre von der „Gottesgebärerin" Maria ausgebaut worden. Die letztere wird freilich heute von Karl Barth nicht weniger nachdrücklich befürwortet wie vom Papst in seiner neuesten Enzyklika.

Des Näheren gründet sich dann das methodische Prinzip des religionspsychologischen Zirkels auf den Kreislauf des Glaubensverhältnisses zwischen dem göttlichen Du und dem menschlichen Ich, der den Herzschlag aller wahren Religion ausmacht und in der Rechtfertigungslehre der Reformation die prägnanteste Formulierung erhalten hat. Denn wie in dieser das sola gratia (allein durch die Gnade Gottes ist das ewige Heil zu erlangen) und das sola fide (allein durch den Glauben der Seele) im stets zu erneuerndem Wechselverhältnis miteinander stehen, so fordert der religionspsychologische Zirkel das entsprechende immer von neuem in der jeweiligen konkreten Lage des gesamten Geisteslebens zu vollziehende Wechselverhältnis zwischen dem Wort Gottes, das uns im Glaubenszeugnis der Heiligen Schrift als der geschichtlichen Urkunde der in Jesus Christus gipfelnden Gottesoffenbarung anspricht, und der eigenpersönlichen durch jenes Glaubenszeugnis der Schrift geweckten Glaubensüberzeugung. Da solche Glaubensüberzeugung zwar zunächst ganz auf die Autorität der das Wort Gottes verkündenden Kirche zurückgeht, dann aber dieser Autorität frei von sich aus zustimmen kann und zustimmen soll, ist die Glaubensüberzeugung normaler Weise zugleich als Glaubenserfahrung zu charakterisieren. Daher läßt sich die durch das methodische Prinzip des religionspsychologischen Zirkels gestellte Aufgabe folgendermaßen kennzeichnen. Durch stete Aufeinanderbeziehung von fides quae creditur und fides qua creditur sind die beiden scheinbar in entgegengesetzte Richtung führenden Aussprüche Luthers in der jeweilig gegebenen konkreten Lage in Ausgleich miteinander zu bringen — der eine, daß allein das Wort Gottes Artikel des Glaubens stellt, und der andere, daß Gott und Gottes Wort Niemand recht versteht, er erfahre, versuche und empfinde es denn.

Demgegenüber will die dialektische Theologie im ersten Ansatz alles allein auf Gott und das Wort Gottes stellen, also die eigenpersönliche Glaubensüberzeugung und Glau-

benserfahrung ganz ausschalten. Sie will das sola gratia ohne das sola fide zum übergreifenden methodischen Prinzip machen. Dieser Versuch würde sie aber, konsequent durchgeführt, hinter die Reformation zurückfallen lassen. So bedeutet die dialektische Theologie — auf diesen tiefsten Kernpunkt gesehen — einen letzten verzweifelten Versuch, die Frage nach Gott auf rationalem Wege, nämlich mittels des dialektischen Denkens, in dem wohlbekannte „Denkwege" der Scholastik wieder auftauchen, zu beantworten. Daher die einseitig-ungerechte, ja vielfach gehässige und unwahrhaftige Polemik gegen Schleiermacher unter Mißverständnis und Verkehrung seiner die fides qua creditur zur Geltung bringenden theologischen Grundintention; daher anderseits die weitgehende Annäherung an die Scholastik, wie sie neuestens in der „Dogmatik" Barths trotz mancher in andere Richtung weisenden Einsichten so kraß in die Erscheinung tritt.

Göttingen Georg Wobbermin

Barthiana II

Vgl. 1928 Nr. 4

Erklärung des Philipperbriefes. Von Karl Barth. München, Chr. Kaiser 1928. 126 S. 3.50 M.

Karl Barth und die Mystik. Von Albrecht Oepke. Leipzig, Dörffling u. Franke 1928. 92 S. 3.50 M.

Karl Barths Erklärung des Philipperbriefes bedeutet im Verhältnis zu seinen beiden früheren Kommentaren eine weitere Stufe seiner Exegese und einen weiteren praktischen Versuch zur Ausführung seines Programms einer sachlichen (nicht nur historischen) Auslegung. Sein Römerbrief war bereits ein Erörtern der Problematik der Beziehung zwischen Gott und Mensch, wie sie sich ihm an Paulus darstellte, doch weithin mehr Einlegung als Auslegung, ein Fassen des Ganzen von einem Punkt aus, oft ein Treten am Ort, wo Paulus schreitet, wohl zielbewußt, wohl den einen Grund unter den Füßen habend, aber eben doch — schreitet. Auch im Korintherbrief, wo er viel weitergehend der Gedankenfolge des Paulus gerecht wurde, ist alles (z. B. 1. Kor. 13) noch stark von einer bestimmten (oft recht gewagten!) Deutung der Totenauferstehung Kap. 15 aus systematisiert. Diese Systematisierung war Vorzug und Fehler zugleich. Die Erklärung des Philipperbriefes ist nun dadurch gekennzeichnet, daß einerseits der große Zug, der in solcher Systematisierung liegen kann, durchaus noch vorhanden ist — und dieser große Zug machte Barths Kommentare so anziehend. Anderseits tritt die starre Systematisierung stärker zurück und macht einem liebevollen, oft sogar psychologischen Nachgehen bis in die Einzelheiten paulinischer Gedankengänge Platz. Damit verbunden ist genaueste philologische und grammatische Erklärung (zu deren Verächtern nur das Mißverständnis Barth rechnen konnte), dabei scharfe Beachtung paulinischer Logik und Heranziehung der die Sache beleuchtenden Parallelstellen.

Was ist nun in dem allen das besondere Charakteristikum Barths, da ja das Meiste des Gesagten auch von anderen Kommentaren gilt, und in der Tat sein „Philipperbrief" den gewohnten Erklärungen am nächsten kommt? Hat er sich etwa die Hörner abgelaufen, oder ist der Sturm und Drang ausgetobt? Offenbar ist sein Besonderes innerhalb des oben bezeichneten Rahmens formell immer noch jener große systematische Zug. Zweitens die Identifizierung der Sache des Paulus mit seiner eigenen (dies eine Gemeinsamkeit mit Schlatter z. B.). Inhaltlich kommt dann das Anliegen des Paulus, wie es sich Barth darstellt, der Kampf Gottes gegen alle Menschengerechtigkeit von der gröbsten bis zur feinsten (dem „Pharisäismus der Innerlichkeit, der christlichen Gesinnung, des mit Gott geeinten Gewissens", S. 99) aufs stärkste zur Geltung. Daß es erlaubt ist, Paulus mit diesen Kategorien und von dieser (modernen) Frontstellung aus zu erfassen, scheint mir auch historisch mindestens ebenso einwandfrei wie etwa die beliebte Erfassung mit den Kategorien: religiös, sittlich, Begeisterung, Erlebnis und dergl. Trotzdem ist meines Erachtens das Denken Barths auch hier immer noch viel prinzipieller, systematischer, „griechischer" als das des Paulus. Durch den ganzen Philipperbrief zieht sich z. B. nach Barth als Grundzug jenes Abnehmen des Menschen Gott und dessen Vertreter, dem Nächsten, gegenüber, das in Christus, dem Christus von 2, 6—11, geboten ist, der als der Erniedrigte der Erhöhte ist. Jener Grundzug mag sein, aber die Richtigkeit der Deutung wird in Frage gestellt durch die Auffassung des ὑπερύψωσεν als göttlichen Hintergrundes des ἐταπείνωσεν anstelle eines Geschehens, d. h. aber eines geschichtlichen, meinetwegen über- oder offenbarungsgeschichtlichen Fortschreitens, wie es zweifellos die Meinung des Paulus ist. Damit zusammenhängend scheint es mir geboten, das ὃ καὶ ἐν Χριστῷ durch ἦν und nicht durch ein φρονεῖν δεῖ zu ergänzen, wozu zu wenig Handhabe vorliegt. Hier kommt die oft (z. B. auch in der im Folgenden besprochenen Schrift) mit einem gewissen Recht gerügte Verwandlung des Geschehens in zeitlose Wahrheit zur Geltung. Wie sehr sich aber Barth zur Anerkennung des geschichtlichen Momentes (selbst in der Endgeschichte) hinbewegt, mag die Bemerkung auf S. 115 zeigen, wie Paulus „dann — in dem großen erfüllenden Dann — dazustehen hofft, geschmückt mit denen, die er ... dem Herrn zugeführt hat"; wahrhaftig kein Nirwana ist dieses: Dann. Im Übrigen darf ich vielleicht noch bemerken, daß ich die Erklärung mit Gewinn direkt für eine ländliche Bibelstunde benutzen konnte, was von den früheren Kommentaren Barths kaum gesagt werden könnte.

Daß Barths Gedanken in der Richtung auf etwas dem Nirwana Ähnliches gingen, ist die Behauptung des Buches von Oepke: „Karl Barth und die Mystik"!

Man ist überrascht bei dieser Zusammenstellung. Man sieht drei „Diagramme" und gar auf S. 11 eine „Stammtafelskizze", eine geistige Ahnentafel Barths, in der Linien über Orphik und Plato, anderseits über Samkhya und Yoga via Bardesanes-Plotin-Cohen-Natorp zu Karl Barth hinführen. Karl Barth als Mystiker, das wäre in der Tat ein Widerspruch in sich, der sich nach den Gesetzen der Logik in sich selbst auflösen müßte! Aber man liest und wird höchst interessiert. Und kommt zu dem Resultat, daß an den gezogenen Linien etwas dran ist, wenn sie auch sicher ein bißchen stark ausgezogen sind.

Die These von Oepke ist kurz die: Es gibt neben der von Barth bekanntlich bis in alle Ausläufer hinein erbittert bekämpften „affektiven Mystik" eine „radikale Mystik" (Sankara, Eckart), bei der die sonst für die Mystik bezeichnende Immanenz umschlägt in vollendete Transzendenz. Kühl und besonnen, aber feindlich steht sie dem Eros jener gegenüber samt aller ihrer Versenkungstechnik. Beweis: die durch die völlige Transzendenz bedingte Inhaltleere des Gottes- und Gerichtsgedankens (Unendlichkeit gegen Endlichkeit, Sat-cit-ananda gegen Asat und Maya ist das Gericht) bei Barth, damit zusammenhängend die Metaphysierung der Sünde, vor allem die Entwertung der Geschichte, die ja im Grunde nur Paradigma der Offenbarung ist, Erlösung durch Erkenntnis, Ausfall jeder positiven Ethik. Stellung Barths zwischen Eckart und Sankara.

Mir scheint es nötig, auch rein historisch-genetisch gesehen, diese These, wie auch Oepke selbst schon stark tut, zu Folgendem etwa zu korrigieren: Barth brannte etwas Neues auf der Seele, und er versuchte, es im Gegensatz zur bisherigen Theologie mit ihrer starken Historisierung und Psychologisierung zur begrifflichen Klarheit zu gestalten. Woher aber das Begriffsmaterial? Das bisherige stammte weithin aus dem deutschen Idealismus. (Damit übrigens zum guten Teil auch aus der Mystik!) Wenn man sich durch Barths Gegensatz gegen diesen nicht täuschen läßt, entdeckt man, daß sein „System" (Römerbrief, 2. Aufl.) auch als idealistisches dargestellt werden kann, z. B. von Plato her, nur mit negativem Vorzeichen. Hinzu kommt der erlebte Kulturpessimismus. Der Verfasser wird recht sehen, wenn er einerseits über Plato, anderseits über den Marburger Neukantianismus Barth ursprünglich mystische Begriffsmaterialien und Konzeptionen („Ursprung" z. B.) zuwachsen sieht. Allein Barths Wesentlichstes ist dies nicht, er marschiert nicht in dieser Richtung, wie der Verfasser auch schon beim „Philipperbrief" und besonders bei der „Dogmatik" weitgehend feststellen muß (o. S. 76 bis 80), sondern das Ziel ist reformatorische Theologie, jener andere Grundeinschlag, der immer stärker wird.

Auf jeden Fall ein dankenswertes, für die Diskussion wichtiges Buch, einseitig, aber nicht ungerecht. Übrigens hatte schon Karl Schumann (Ztsch. syst. Th.) den Gottesgedanken nicht nur Barths, sondern auch noch anderer Neuerer (das Absolute, Unbedingte ...) aus der Mystik abgeleitet und sehr wirkungsvoll mit dem konkret-geschichtlichen der Bibel konfrontiert. Interessant wäre auch die Verarbeitung von „Paul Natorps letztem Brief" (Ztsch. syst. Th. 4, 4) gewesen. Daß neben der historischen Ableitung die sachlich systematische Erwägung und Würdigung (besonders S. 89 f.) nicht fehlt, sei noch hervorgehoben.

Selzen Friedrich Heinzerling

Die Ich-Duhaftigkeit des Menschen und seine innere Einfalt

Die Stärke Gogartens im Nachwort seiner schönen Lutherpredigtenauswahl *), wie auch sonst, scheint mir in der Unerbittlichkeit seines Dringens auf Wirklichkeit zu liegen, das Wort im Sinne von Sachlichkeit genommen. Darin ist schon inbegriffen, daß auch harte Paradoxen nicht allzu sehr gefürchtet werden; und das ist nötig.

Da uns nämlich ins Herz der Wirklichkeit nur sozusagen punktweise Einblicke gestattet sind — nur an den

*) Jena, Eugen Diederichs (12, geb. 15 M.).

Stellen, wo wir selbst uns mit ihm berühren, in Tätigkeit berühren —, so liegt es dem Menschen nur allzu nahe, die Verbindung dieser sachlich allein gesicherten Einblicke durch den Umweg über die Methode technischen Erkennens herzustellen, und da ist die Gefahr selten vermeidbar, daß die beiden allein „wahren" Eck-Erkenntnisse einer solchen Brücke alle beide verbogen werden.

Sieht man genau zu, so ist diese Gefahr eines Mißverstehens ins Technische schon bei der einfachsten Aussage religiöser Art vorhanden. Es handelt sich ja auf diesem Gebiet niemals um Dinge, die sich in unsern gewöhnlichen Worten adäquat ausdrücken lassen. Noch ganz abgesehen davon, daß in unserer mechanistischen Zeit die meisten Worte unserer Sprache irgendwie technisch festgelegt und damit für jeden anderen Gebrauch mißverständlich gemacht sind.

1

Es lassen sich zwei Wege der religiösen Aussprache unterscheiden. Der eine der der unbefangenen Geradeaus-Rede. Man überläßt es der Richtigkeit des inneren Blickes, daß man von selbst keine falschen Folgerungen ziehen wird, oder daß die nächste ebenso unbefangene Aussage, von etwas anderer Seite herkommend, ein etwaiges Mißverständnis von selbst berichtigen werde.

Aber sobald das theoretische Interesse sich der Aussagen bemächtigt, die auf diesem Wege entstanden sind, so kann nun Zweierlei eintreten.

Entweder es wird ein Kompromiß hergestellt. Man verspürt etwa tief, daß die innere Richtung des Gemütes, der Glaube, das Eine und Einzige sei, darauf es ankommt, um das Gefühl der Rechtheit zu erlangen. In anderm Zusammenhang, aber mit gleicher Schärfe spürt man seine tiefe Verantwortung für alles Tun und Nichttun. Beides starke und kraftgebende Bewegungen. Und man setzt nun beide Sätze in die mattherzige Verbindung, die jedem seine Kraft nimmt: Glaube u n d Werke nötig zur Seligkeit.

Oder — und das ist fast noch häufiger der Fall — man weist die eine Polarwahrheit ab und baut aus der allein zurückbehaltenen andern durch technische Folgerungen ein Ganzes auf. Man hat auf der einen Seite jene Verantwortlichkeit und auf der andern das Gefühl, im Grunde nichts Rechtes tun zu können, da doch schließlich „mit selbsteigner Pein" überhaupt nichts Wesentliches entsteht: Gott allein Alles in Allem. So leugnet man die eine Seite. Man leugnet etwa die Verantwortung und gerät in die Gedanken, die zur massa peccatrix führen. Oder auch die andere und ist damit die religiöse Kernwahrheit los zu Gunsten eines rationalen Moralismus, der seine religiöse Blässe mit dem elenden Fetzen deckt, auf welchem geschrieben steht: „mit Gottes Hilfe", — was etwa soviel wert ist, als sage man: „es fällt kein Sperling vom Dache ohne Gottes Hilfe" oder „denn mit seiner Hilfe leben, weben und sind wir".

Gewiß ist im Grunde weder das Ziehen von logischen Verbindungslinien schuld, noch das Abschneiden der einen Polarwahrheit, um aus der andern allein zu folgern, sondern beide Abwege sind erst die Folge eines Nachlassens der Seele selbst, deren Spannkraft nicht mehr groß genug ist, um entgegengesetzte Erfahrungen nebeneinander festhalten zu können. Aber wie dem sei, diese Schwäche äußert sich jedenfalls in den unerwünschten Fehlfolgerungen aus Kompromiß oder Wegschneidung.

2

Wie kann man sich vor diesen Fehlfolgerungen schützen? Damit kommen wir zu einem ganz anders einsetzenden, dem eigentlich theologischen Weg, dem Versuch, die verbürgten Polarwahrheiten gegen jede Verbindungs- und Kompromißmöglichkeit, gegen jedes Mißverständnis überhaupt zu schützen, indem man sie in ihrem Eigenverständnis isoliert durch einen um jede von ihnen eng herumgeführten Kreisschnitt von Nein, Nein, durch die dialektische Methode.

Das scheint mir, wie gesagt, der eigentlich theologische Weg. Denn wenn es sich in der Religion um Wirklichkeit handelt, so kann ihre Theorie kaum etwas Anderes zu tun haben, als eben dies, den Sinn der gesicherten Aussagen zu untersuchen, und vor allem die Reichweite ihrer Verbürgung.

Vor Fehlfolgerungen schützt natürlich auch dieser Weg nicht, sobald man nun doch zu einer einheitlichen Einsicht kommen will.

Wenn ich recht sehe, versucht Gogarten das auf die Weise, daß er ein einfaches religiöses Grundverhältnis aufsucht. Als solches setzt er das Verhältnis des Ich zum Du. Tut man das, so muß die unendliche Gefordertheit des Ich vom Du, die Verhaftetheit des Ich an das Nicht-Ich durchaus zugegeben werden. Und wenn die untheologische Sprache der biblischen Schriftsteller diese Gefordertheit auf ein Eigeninteresse des Ich zurückführt, so darf man in strengerer Sprache darauf hinweisen, daß dem Geist der neutestamentlichen Verkündigung nach in solcher Rechnung bereits eine Verunreinlichung des reinen Urverhältnisses liegt. Die innere Sauberkeit, die einfältige Reinheit des Tuns und seiner Quellbewegung verlangt eine einfache gerade Hinwendung zum Nicht-Ich, die durch keinerlei Rückwärtsschielen auf einen eigenen Vorteil noch so geistiger Art getrübt ist.

Aber nun steht dieser einfachen und geraden Du-Bereitschaft oder dem Verpflichtungsgefühl zu ihr ewig gegenüber ein ebenso urwüchsiges und ebenso starkes ungestelztes Interesse an sich selber, am eigenen Ich als dem Teil der ausgeteilten Lebensmasse, den man zunächst und zu unmittelbarst zu verantworten hat. Und dazu auch noch das sehr bestimmte Gefühl, die ganze angestrengte Gespanntheit, wenn nicht Überspanntheit eines von aller Einfältigkeit weit geschiedenen künstlichen Kreaturgefühls möchte alles Andere eher sein als der wünschenswerte Habitus dessen, der sich Kind im Vaterhause weiß. Es steht dem Gefühl der Gefordertheit bis zur Verknechtetheit („denn wir sind unnütze Knechte") ein Gefühl höchsten und fast überschwenglichen Stolzes, ein Gefühl der Gottessohnschaft und noch eines Mehreren entgegen („und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden"). Hier hilft sich Gogarten so, daß er die ganze eine Polarwahrheit streicht, und nicht nur streicht, sondern ausdrücklich als „die Sünde", die eigentliche Sünde charakterisiert. Das geht nicht.

Das geht auch deshalb nicht, weil auf diese Weise die erbitterte Ablehnung jeder Weltanschauung in seinem Bekenntnisbuche („Ich glaube an den dreieinigen Gott" *)) schließlich darein einmündet, daß im Interesse weltanschaulicher Einheitlichkeit ursprünglich religiöse Innenbewegungen von derselben Tiefe als die zum Bau benutzten unterdrückt werden.

Und ganz und gar im Interesse dieser weltanschaulichen Geschlossenheit scheint mir dann die — vielleicht denn nicht „Christusmystik", aber dann — „Jesuschristusdialektik" zu stehen, in der sich das Verhältnis des Ich zum Du sicher stellen soll.

Es mag im Interesse der inneren Einfalt und Sauberkeit sein, daß das Ich in seiner Du-Verhaftetheit nicht gleichzeitig auf sich selbst zurückblicke — obgleich man einwenden kann, daß das Maß von Ichbewußtheit, das nun einmal da ist, nicht willkürlich einschränkbar ist. Noch viel stärker aber wird, wenn ich recht sehe, die Innerlichkeit eines Menschen verbogen, der bei seinem Handeln immer zugleich eine Jesus Christus-Bezogenheit im Auge behalten soll.

*) Jena, Eugen Diederichs (6, geb. 8.50 M.).

Hier scheint mir ein Interesse der theologischen Korektheit das innere Leben selbst, seine Einfalt, zu verewaltigen und auf Schrauben zu stellen.

Das, was Gogartens kirchenpolitische Stärke ist, scheint mir hier eine religiöse Schwäche zu werden.

Um das Bild der Gogartenschen Stellungnahme, soweit sein Nachwort zu den Lutherpredigten es zeichnet, und zu geben, mußten auch diese Schwächen und Gefahren, wie ich sie nun einmal sehe, mitgezeichnet werden, auf die Gefahr hin, daß die Zeichnung ihrer Stärken dadurch blasser wird, als ich für recht halte. Denn es ist hier nun doch ein festgerahmtes Bild von düsterer Wucht zu Stande gekommen. Es ist aber mitunter geschichtliche Stunde, daß eine Seite der Wahrheit mit entschlossener Wucht und selbst Wut in die Mitte gestellt werde.

Manchem mag es so erscheinen, als sei denen, die heute geneigt sind, solch ein Bild anzuschauen, das Kehrbild des „Tröste, tröste mein Volk" nötiger und noch nötiger vielleicht das Bild einer Mannhaftigkeit, die sich nicht im Ernst ihrer Negationen erschöpft, sondern vor allem Andern in unbekümmertem Geradeaus ihr Ja sagt, ihr Ja zum Nicht-Ich, zum Leben — zum Ich.

Dasjenige Ich nämlich, das der Mensch gehalten sein soll, dem Nicht-Ich zu verknechten, ist ja selbst durchaus Nicht-Ich. Es unterscheidet sich von der großen Masse des außenbefindlichen Nicht-Ich nur durch die größere Nähe und Unmittelbarkeit, mit der es seine Ansprüche stellt, und freilich auch dadurch, daß der Mensch größeren Einfluß auf es hat und daher auch größere Verantwortung für es.

Ich will bekennen, daß, je älter ich werde, desto mehr mein Mißtrauen ansteigt in die Wirksamkeit überhaupt aller Negationen und Lamentationen, selbst der gegen das Unrechte. Fast scheint mir, wirksam sei immer nur das Ja und die alleinige Betonung dessen, was man als lebenerhöhend empfindet unter gänzlicher Nichtbeachtung des der Beachtung Unwerten.

Aber immerhin muß eingeräumt werden, daß Alles, was nur überhaupt durchgreifenden Ernst enthält, zu schließlich jeder geschichtlichen Stunde zurecht kommt — sei es vielleicht auch dadurch, daß es dem Gegenbild zu stärkerer Leuchtkraft und Deutlichkeit verhilft. Was stets und zu aller Zeit gefährlich ist, das ist ja nur das laue Halb und Halb.

Bischofstein Arthur Bonus

Eros und Logos

Das Gesetz der Liebe von Hans Heinrich Ehrler. Gotha, Leopold Klotz-Verlag 1928. 315 S. Geb. 8 M.

„Eros ist zum Logos geworden." In diesem Satz faßt sich der Gedankengang des Ehrlerschen Buches „Das Gesetz der Liebe" *) zusammen. „Christi Botschaft hat als große endgültige Gestalt der Erlösungsreligion die Liebe in die Menschenwelt eingesetzt." Das religiöse Bedürfnis ging bis dahin vom Gegebenen, von unten aus; der ins Übersinnliche emporstrebende Drang wuchs aus den Erscheinungen der Natur „aus den Symbolen auf in dem Bezirk der geistigen Klärung". Alle auftauchenden Kulte entstammten naturmystischem Boden und hielten die Religion im Diesseitigen fest. Die kommende „gesicherte Herrschaft des geistigen Prinzips in der Religion erbaut sich nicht auf der Läuterung physischer Ideen", „vielmehr auf ihrer Zertrümmerung und jener grundsätzlichen Negation, welche von dem reinen Spiritualismus des Christentums zuerst in die Welt ausging". „Durch das Evangelium war auf einmal die Überwelt nicht mehr in die Beleuchtung der irdischen Welt gestellt. Das Schlaglicht war umgekehrt. Nimmer der Mensch griff hinauf durch den Raum der transzendent-immanenten Scheidung, vielmehr die Gottheit griff herunter." Sie griff herunter in der Offenbarung, in dem geistigen Prinzip der Liebe. Der Mensch war sozusagen in eine andere Planetenluft versetzt, aus dem Bedingten unter das Unbedingte gestellt und so eine Umwertung seines Wesens vollzogen. „Die stoffreligiöse heidnische Welt wurde abgelöst durch die geistesreligiöse christliche." Der geozentrische Kosmos wurde durch die heliozentrische Entdeckung gesprengt. „Das Christentum brachte die metaphysische Heliozentrik der physikalischen voraus." „In der Stunde der Offenbarung kam das, was hinter all den Räumen waltend steht, zum Menschen*), ihm zu sagen, daß er durch all das hindurch, über all das hinweg mit dem Urgrund der Sonnen und Sterne verbunden sei, daß aller endliche Raum nur ein Weg der unendlichen Liebe sei. Dieser Liebe Licht braucht keine Zentillionen Kilometer und nicht einmal einen Augenblick. Welch hochgemute Demut muß uns ergreifen! Und wir begreifen, warum das Christentum das Abendland erobert hat, warum es (wer das nicht erwartet, ist kein Christ) die ganze Menschheit erobern wird" (S. 184). Wenn Gott die Liebe ist, so muß diese Liebe unser Erdendasein umfassen (S. 191).

So will Ehrlers Buch dem Vieldeutigen der Liebe, dieses Worts, das mit seinem Laut den Kreuzestod Christi und die sexuale Not der Gassendirne umfaßt, seine wesenhafte Deutung geben, aus der Natur heraus wie aus dem Geist sein Gesetz finden, dem Nebel des bloß Gefühlsmäßigen entheben. Ehrler will das Wort zum Zeichen der Weltanschauung machen, zum Merkmal unsrer geistigen Erwählung vor der triebhaften Kreatur, zum Titel des Menschentums. Noch leben wir freilich im naturgesetzlichen Zwiespalt, im Stückwerk unsers stofflich-natürlichen Daseins und können uns in unsrer Schwäche und Unvollkommenheit noch nicht zur Einheit der irdischen Dingwelt mit der göttlichen Geistwelt erheben. Aber wir dürfen uns vertrauend doch zu dieser Einheit hinwenden, des Zieles der Einigung gläubig bewußt. So wird Glaube und Liebe für uns, in uns eins. „Die Liebe Gottes in den Menschen, die Menschen in der Liebe Gottes. Die Liebe wird das Weltgesetz."

Gustav von Rohden

Ich und Du. Von Martin Buber. Leipzig, Inselverlag 1923. 138 S. Geb. 5 M.

Das Du meines Gegenüber berührt mein ganzes Wesen; es tritt in Beziehung zu mir, nimmt mich innerlich in Anspruch. Umgekehrt lerne ich zu einem Andern im vollen verstehenden Sinne Du sagen nur, wenn ich mit meinem Wesen mich ihm hingebe. Den Dingen brauche ich mich nicht ganz hinzugeben; ich habe nicht eine innere Beziehung zu ihnen, sondern ich erfahre sie. Ich „befahre" die Fläche der Dinge und hole aus ihnen ein Wissen um ihre Beschaffenheit, eine Erfahrung. Alle Erfahrungen aber bringen mir nur eine Welt zu, die aus vielen Dingen, also aus Es und Es und Es besteht oder aus Er und Er und Es und Sie und Sie und Es. Vielen Menschen, auch Frommen, bleibt Gott nur ein Es, ein Glaubenssatz, ein Kultgegenstand, oder ein Er, von dem sie durch Eltern und Voreltern, durch die Bibel, durch den Prediger erfahren; aber er wird ihnen nicht zum unmittelbaren Du, zu dem sie in wesenhafter Beziehung stehen.

Die Welt der Erfahrung gehört dem Grundwort Ich-Es zu; das Grundwort Ich-Du stiftet die Welt der Beziehung. Beziehung aber ist Gegenseitigkeit. Stehe ich einem Menschen als meinem Du gegenüber, spreche ich das Grundwort Ich-Du zu ihm, dann ist er kein Ding unter Dingen und nicht aus Dingen bestehend. Er besteht nicht aus Gliedern und Organen, setzt sich nicht aus Eigenschaften zusammen. Aber — und das ist „die erhabene Schwermut unsers Loses" — jedes Du muß, wenn die Gegenwärtigkeits-Beziehung sich ausgewirkt hat, wieder zum Es werden, „zum Gegenstand unter Gegenständen, zum vornehmsten etwa, dennoch zu einem von ihnen, die Maß und Grenze gesetzt". Die Liebe selber kann nicht in der unmittelbaren Beziehung verharren. Dies also wird die dauernde Sorge der Liebe sein, daß ihr Du niemals länger als eben unvermeidlich zum Es erstarre, daß sie den Geliebten nicht zum Objekt macht, nicht gegenständlich von ihm oder gar zu ihm redet. Wie können „Geistliche" es doch fertig bringen, über Gott zu reden! Wie können sie in Herzens- und Gewissensfragen „objektiv" sein! Ja „auch ein verliebtes Du mit der Seele flüstern ist ungefährlich, so lange man nur ernstlich nichts Anderes meint als: erfahren und gebrauchen."

Zwischen Mann und Frau „ist Gegenseitigkeit des Gebens; du sagst Du zu ihr und gibst dich ihr, sie sagt Du zu dir und gibt sich dir. Über sie kannst du dich mit Andern nicht verständigen, du bist einsam mit ihr; aber sie lehrt dich Andern begegnen und ihrer Begegnung standhalten; und sie führt dich, durch die Huld ihrer Ankünfte und durch die Wehmut ihrer Abschiede, zu dem Du hin, in dem die Linien der Beziehungen, die parallelen, sich schneiden. Sie hilft dir nicht, dich im Leben zu erhalten, hilft dir nur, die Ewigkeit zu ahnen." „Wenn ein Mann mit seinem Weibe beisammen ist, sind sie von der Sehnsucht der ewigen Hügel umweht." Die Beziehung zum Du der nur allernächst Stehenden ist das eigentliche Gleichnis der Beziehung zu Gott.

Siehe da, einige Leitgedanken des tiefsinnigen, tiefgreifenden Buberschen Buches! Gustav von Rohden

*) Dies geistvolle Buch wurde in CW schon zu Weihnachten von mir flüchtig angezeigt. Ich bemerkte damals gleich, daß man dem nicht alltäglichen Buche noch eine Betrachtung schuldig bleibe.

*) Alle Sperrungen vom Verfasser selbst.

Kirche und Wissenschaft

1

Dieses Thema schmeckt nach dem vorigen Jahrhundert; man muß an Haeckel und seine Geistesverwandten denken. Allein, mag es auch auf den Höhen der Bildung anders geworden sein, in den mittleren und unteren Regionen ist immer noch voriges Jahrhundert. Es ist immer einmal wieder nötig, das Verhältnis zwischen den beiden Größen zu erörtern und in die Reihe zu bringen. Dazu hat uns die letzte Zeit gerade einen sehr wertvollen Beitrag zur Erkenntnis der Haeckelzeit gebracht. Ein viel gelesenes Buch „Franziska von Altenhausen" rückt das Verhältnis des viel gefeierten Meisters zu einer Dame aus altadeligem konservativem Geschlecht in ein oft peinliches Licht. Hier sieht man tief in die unglückliche Lage eines von Tausenden gefeierten Gelehrten und Führers hinein. Aus enger kirchlich gebundener Vergangenheit kommt er auf die Höhe des Ruhmes, aber im Hintergrund steht häusliches Elend von tiefer Tragik. So kommt denn in ihm eine maßlose Verbitterung auf, aus der heraus er seine giftigen Pfeile gegen Kirche und Gottesglauben schießt, die die heimlich Geliebte nur noch wenig ihrer verderblichen Kraft berauben kann. Zwar ist sie, die hochbedeutende Aristokratin, dem Locken des Vogels erlegen, der ihr den Glauben aus der Seele sang; aber immer wieder wehrt sie sich aus ganz irrationalen Gründen heraus gegen den Verlust dieses Besitzes, der ihr Schutz versprach gegen Sünde und Unheil.

Mutet es uns, die wir mit der Zeit gegangen sind, auch wie ein Stück aus einem geistesgeschichtlichen Museum an, wir dürfen nicht vergessen, daß es noch weithin Anklang findet, wenn wir Worte lesen wie das von Virchow: Die Transzendenz ist eine Verirrung des menschlichen Geistes, oder: nur kraft eines Verleimungszustandes des menschlichen Gehirnes könne man an den alten theistischen und pantheistischen Märchen haften. Und man vergesse ja nicht angesichts der überlauten Anpreisung des Jahrhunderts der Kirche, daß sich die Kirche bei Millionen in allen Schichten für alle Zeiten unmöglich gemacht hat, weil sie nicht den unbestreitbaren Tatsachen auf dem Gebiet der Natur rückhaltlos die Anerkennung gewährt hat, die sie von einem wirklichen Glauben aus ruhig hätte aussprechen können.

Blicken wir von diesem am meisten umstrittenen Gebiet der Natur auf das andere, auf das der Geschichte, so brauchen wir nur an einzelne immer noch im Volk verhandelte Fragen zu denken. Von den Fragen nach dem Ursprung der Bibel und der Wahrheit ihrer Berichte an bis zu der andern, ob Jesus überhaupt gelebt habe — alle Zweifel und Nöte geistern immer noch im Volk, auch im Kirchenvolk herum, viel mehr als der oft noch so brave Anschein ahnen lassen will.

Es ist das Stück Physik und das Stück Historie im Glauben, das immer noch unendlich Vielen zu schaffen macht oder das so Viele abschreckt, mögen auch wieder Andere hartnäckig auf ihm bestehen.

Darum ist die arme Kirche andauernd in großer Verlegenheit dieser ganzen Frage gegenüber. Sie kennt die Empfindlichkeit ihrer treuen Anhänger in diesen Fragen, den Zweifel ihrer schwankenden Glieder und die spöttische Ablehnung der Gebildeten aller Stände. Die Einen möchte sie nicht verlieren und die Andern wiedergewinnen. Darum wird dann gehandelt, wird vorsichtig zurückgehalten, wird ängstlich geschwiegen und zweideutig verhüllt. Und das um des Glaubens willen — und das ist doch kein Glaube! Wie kann man nur für den Glauben Angst haben? Wie um seinetwillen auf Folgen sehen und Rücksichten nehmen?

*) Johannes Werner, Franziska von Altenhausen. Ein Roman aus dem Leben eines berühmten Mannes in Briefen aus den Jahren 1898/1903. Leipzig, Koehler & Amelang 1927. Geh. 5.50 M.

Wir wollen die Begriffe zu klären versuchen, um dann ohne jede Rücksicht auf Diese und Jene zu sagen, was sich aus der Sache selber ergibt.

2

Die Kirche hat Glauben zu verkündigen. Aber Alles was unser Kirchenvolk und das Volk der Kirchengegner darunter versteht, Dogmen, Wunder usw., ist nicht Gegenstand, sondern geschichtlich bedingter Ausdruck des Glaubens. Der Glaube ist vor allem einmal eine bestimmte Haltung dem Leben und der Welt gegenüber. In ihm haben bestimmte Affekte die Vorherrschaft: Ehrfurcht und Vertrauen, Hingebung und Gehorsam. Glaube ist eine Haltung der Welt und dem Leben gegenüber im Sinn eines freudigen Optimismus — was heute zu betonen sehr nötig ist — allem zum Trotz, was berechtigter Pessimismus über die beiden auszusagen weiß, also trotz Sünde und Schuld, Not und Tod. Glaube ist ein großes Vertrauen, das für Wirken und Leiden eine Kraftquelle bildet. Dieses Vertrauen hat aber nicht das bekannte Wiedergutgehen zum Inhalt, sondern den Willen Gottes, der Etwas aus uns machen will. Es ist mit ihm eine bestimmte Wertung verbunden, die hoch über der gewöhnlichen liegt. Wer Glauben hat, dem liegt nicht an seinem natürlichen Wohlsein, sondern ihm liegt an ganz andern Dingen: an Gott, an der Gemeinschaft der Christen, an Seele und Seligkeit. Diese Wertung und jene Haltung haben nun zu ihrer intellektuellen Seite Ausdrücke, die in Bildwörtern das unbekannte Was deutlich machen wollen, zu dem Vertrauen gehegt und das über alles geschätzt wird: Vater, Richter, Retter, Himmel, Ewigkeit. Auf diese so umschriebene Wirklichkeit bezieht sich, was im Glauben lebt; Ehrfurcht, Zutrauen, Hingebung, Hoffnung — es sind persönlich zugespitzte Affekte, die diese ihre Gestalt durch ihre Richtung auf jenes Unbedingte erhalten, in dessen Besitz die Macht und alles Wertvolle gedacht wird.

So wird Sinn für Leben und Welt gewonnen; denn Sinn ist nur da, wo Wertvolles im Sein und Geschehen mit Macht verbunden erscheint. Es gehört also zum Glauben als dessen intellektuelle Seite eine Wertdeutung aus innerer Haltung heraus; gehört dazu — aber ist nicht dasselbe. Und nur diese Seite an ihm, die Wertdeutung, kann mit der Wissenschaft in Streit kommen. Im Glauben also liegt ein bestimmter Eindruck von Leben und Welt, daß Allem zu Trotz Gott als Macht und Quell höchster Wertgüter im Regiment sitzt, und zwar der Gott, der zu Jesus gehört. Dieser, wenn das Wort erlaubt ist, Wertmachtglaube ist es, der sich in allen Legenden, Wunderberichten, Dogmen einen Ausdruck verschafft hat. Jungfrauengeburt, Himmelfahrt, Wandeln auf dem Meer — das ist Alles Chiffreschrift des Glaubens, die man lesen können muß, um zu finden, was zu Grunde liegt, nämlich die Überzeugung, daß das, was man gewöhnlich Natur und Geschichte nennt, mit seinen sogenannten Kausalzusammenhängen und Gesetzen nicht das Einzige oder Letzte in der Welt ist, sondern daß sich darüber die Welt Gottes wölbt. Wenn wir nur einmal lernten, so die Bibel, das Gesangbuch und den Katechismus zu lesen, dann kämen wir der Wirklichkeit, die der Glaube meint, viel näher. Dann verstünde man sich besser in der gemeinsamen positiven Stellung zu der Welt Gottes, die „über" oder „nach" dieser Welt ihre Stelle hat. Dann würde, wer jene Ausdrücke für unentbehrliche Stützen der andern Welt in der Natur und Geschichte hält, eher den Andern ertragen, der in ihnen nur an die Sinnlichkeit gebundene Ausdrücke für ihre Wirklichkeit sieht, die von Natur und Geschichte weniger abhängig ist.

3

Und was ist Wissenschaft? Wissen zunächst ist von Haus aus ein Wahrnehmen, Schließen und Ordnen der Dinge um des Lebens willen. Wissenschaft führt diese

Arbeit weiter; sie tut genau, vollständig und nach Grundsätzen, was jenes angefangen hat. Sie hat zu beschreiben, sie sucht zu erklären, sie bringt Ordnung in die Dinge hinein. Beschreibung, Regeln, „Gesetze" und System — das ist ihre Welt. Dies gilt gleichmäßig von Natur und Geschichte. Sucht sie auf dem Naturgebiet mehr das Allgemeine als das Besondere und im Reich der Geschichte mehr das Besondere als das Allgemeine, so ist doch ihr Verfahren immer dasselbe: Einzelbeschreibung, Regeln, Zusammenhänge. Dies ihre Aufgabe. Immer ist es Tatsachenforschung, was sie zu treiben hat. Das, was ist und geschieht, das, was war und geschah, das ist ihr Gebiet, und das ganz allein

So haben wir einen Gegensatz, nein eine Unterscheidung gewonnen. Glaube hat es mit Sinndeutung, mit Wertdeutung zu tun; er schaut von einem „Oben" oder einem „Ziel" aus auf Leben und Welt, er ist teleologisch gerichtet. Wissen hat es mit dem erfahrungsmäßig Wirklichen zu tun, das man immer verkehrter Weise „das" Wirkliche nennt. Wissen und Wissenschaft, um des Lebens willen entstanden, folgen dem Gesetz der Heterogonie der Zwecke, d. h. sie lösen sich von ihrem ursprünglichen Zweck, dem Leben, und werden zweckfrei, werden Selbstzweck. Die unterschiedenen Wissenschaften bauen ihr Reich, indem sie Tatsachen beschreiben, erklären und ordnen, als wenn sie mit dem Leben gar nichts zu tun hätten: das gehört sich so, denn man dient einem Zweck am besten, wenn man ihm nicht dienen will.

Ist denn so nicht alles in Ordnung? Woher aber nun der Streit?

4

Die Wissenschaft will mehr als wissen, was ist und was geschieht. Sie hat aus einer Arbeitshypothese eine Philosophie gemacht. Ihrer Arbeit lag von jeher auf beiden Gebieten die Annahme zu Grunde, daß alles Sein und Geschehen in einem engen kausalen Zusammenhang stehe und sich alles erklären lasse. So vor allem natürlich auf dem Boden der Naturwissenschaft, die sich allein als Wissenschaft ausgab und als solche galt. Sie glaubte alles erklärt zu haben, wenn sie stoffliche und mechanische Ursachen auffand, auf die auch die sogenannten geistigen Vorgänge zurückzuführen wären. Sie tat recht daran, auf ihrem Gebiet rein nach solchen stofflichen und mechanischen Zusammenhängen zu fragen. Es war aber ihr Sündenfall, als sie aus einer Arbeitshypothese eine Weltanschauung machte, indem sie behauptete, es gebe nur stoffliche Dinge und mechanische Vorgänge. In diesem Nur steckt die Anmaßung, die Überschreitung der Grenze, der Irrtum. Wenn sie von diesem Nur aus eine höhere Welt, wenn sie Freiheit, Verantwortlichkeit, jeden Sinn von Leben und Welt bestreiten wollte, dann sprach nicht mehr die Wissenschaft, sondern der Mensch oder der Philosoph. Und die Wissenschaftler selbst und erst recht ihre Anhänger merkten nicht, daß sie über eine sehr brüchige Brücke geführt wurden, die scheinbar Wissenschaft und Weltverständnis zu einem zusammenhängenden Lande verband. Man freute sich an der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, weil sowohl Ärzte und Naturforscher wie auch das Publikum nur eine ganz jämmerliche philosophische Vorbildung dazu bedurften. Niemand erkannte, daß hier Tatsachenforschung und Deutung verwechselt und miteinander vermischt wurden. Erst recht hatte man keine Ahnung davon, daß alles Wissen auf Glauben steht: auf dem Glauben an die Erkennbarkeit der Außenwelt, auf dem Glauben an Gesetze und den großen Zusammenhang im Kosmos. Mit Begriffen wie Kraft und Stoff, Entstehung und Entwicklung ging man um wie mit ganz sicheren Größen. Unverantwortlich ist der Leichtsinn, mit dem man von da aus im Namen der Wissenschaft allen Glauben verspottete. Man merkte nicht, daß man mit seiner materialistischen, monistischen Wissenschaft ganz im „Glauben" drinstand. Nur freilich in einem Glauben, der sich schließlich mehr an seinem Gegensatz zum Kirchenglauben als an seinem Gegenstande orientierte.

So mußte man natürlich aufs härteste mit der Kirche zusammenstoßen. Denn diese hatte sich gewöhnt, nicht einfach Glauben als Sinndeutung zu wecken und zu pflegen, sondern sich ihrerseits auf angebliches Wissen und vermeintliche Wissenschaft zu stützen. Zum mindesten umfaßte sie ja auch alles alte Wissen, wie es von der Antike und dem Mittelalter her eng mit dem Glauben verbunden gewesen war, und legte es als Gegenstand des Glaubens ihren Gläubigen auf. Anstatt in dem Bericht über die Schöpfung in sechs Tagen einen zeitgeschichtlichen Ausdruck des Glaubens an den Schöpfer zu sehen, wurde diese Erzählung „bewiesen"; sogar das Radium mußte herhalten, um das Licht vor der Erschaffung von Sonne und Gestirnen zu ermöglichen. Der Glaube an die Gottessohnschaft stand ebenso auf der Geburt aus der Jungfrau wie der an den erhöhten Herrn auf der leibhaftigen Auferstehung; beides wurde, als Fundament des Glaubens, verteidigt und bewiesen. Die Wunder mußten den Glauben an Jesus begründen und wurden darum bewiesen. Man merkte gar nicht, wie gefährlich es war, Glauben auf Wissen zu stellen, das, wenn nicht schon längst als brüchig erkannt, jeden Tag unhaltbar werden konnte.

Wie man dort nicht sah, daß man Wissen auf Glauben stellte, so hier nicht, daß man mit dem Glauben auf Wissen stand. Wie dort aus der Wissenschaft eine Gegenkirche geworden war, so hier aus der Anstalt, die den Glauben zu verkündigen hatte, eine Autorität für Natur- und Geschichtswissen, die über Dinge entscheiden wollte, welche sie ebensowenig angingen wie jene die Deutung von Leben und Welt.

Der Glaube hat gar nichts zu bestimmen über Tatsachen in Natur und Geschichte. Er hat alles Tatsächliche zu deuten und in einen Sinnzusammenhang hineinzubringen, aber aus dieser Deutung springen niemals positive Erkenntnisse von Tatsächlichem auf beiden Gebieten heraus — das Wort „Tatsache" in dem ernsten Sinn von Gegenständen oder Begebenheiten genommen, die jedem Verständigen ohne Weiteres nachweisbar sind. Christlicher Glaube umfaßt eine Sinndeutung von Tatsachen auf Grund einer Haltung zu Leben und Welt, wie wir sie den Propheten, unserm Herrn und seinen Aposteln verdanken. Man könnte sagen, daß der Glaube wie Sonnenschein auf alles Tatsächliche fällt, indem er es unter dem Gottesgedanken deutet. Wer dies mit einem Nur als zu gering ablehnt, weiß weder, wie schwer es schon ist, diese Deutung aufzunehmen und durchzuführen, noch wie in ihr Alles enthalten ist, was wir nötig haben.

5

Darum müssen wir unerbittlich die Forderung erheben: Jedes Stück von Physik und jeden Rest von Historie aus dem Glauben heraus! Nicht allein um der Sicherheit, sondern um der Reinheit des Glaubens willen. Wir müssen die Tatsachen der Natur und die der Geschichte rückhaltlos der Forschung überlassen. Sie ist allein für „Tatsachen" zuständig. Also hat der Glaube als Glaube gar Nichts zu der Frage nach dem Wie der Entstehung der Welt und der Herkunft des Menschen zu sagen. Ebensowenig hat der Glaube das Recht, der Forschung in die Arme zu fallen, wenn sie nach dem Ursprung der Bibel oder nach der Existenz der geschichtlichen Gestalt Jesu fragt. Von dem Glauben aus kann man nun wirklich Nichts entscheiden über Geschehnisse und Zusammenhänge. Man kann sie deutend einordnen, aber nichts über ihre Wirklichkeit und Beschaffenheit aussagen. Und wenn es sich herausstellte, daß Jesus nicht gelebt hätte, dann müßten wir uns mit dieser Tatsache abfinden, indem wir sie von Gott aus deuten. Was wahr ist, ist wahr, und was nicht wahr ist, ist nicht wahr.

Glaubenswahrheit und Tatsachenwahrheit liegen auf recht verschiedenen Ebenen. Es ist ein ganz großes säkulares Wort, das neulich in dieser Zeitschrift stand (Spalte 542), daß wir alles Tatsächliche anzuerkennen haben. Das fällt unsern „Gläubigen" sehr schwer. Sie werden alles versuchen, um dieser Forderung auszuweichen. Sie werden ein seltsames Spiel mit dem Wort „Tatsachen" treiben; sie werden alle alten und neuen Künste der Dialektik spielen lassen, um dem Willen Gottes auszuweichen, der in dieser Wendung der geistigen Welt sich ausspricht. Weil sie für den Glauben fürchten — welche seltsame Paradoxie! — werden sie noch lange die Himmelfahrt als Erhobensein in eine andere natürliche Welt und die Jungfrauengeburt als Herkunft aus einer andern natürlichen Welt zu rechtfertigen suchen, um den Anschein zu behalten, als wenn sie an jenem Stück Physik festhielten. Mit diesen Künsten mag man wohl die Einen einlullen, aber um die Andern völlig zu verlieren. Noch immer ist die Auslegung der sechs Tage als sechs Perioden nicht verschwunden; noch immer grassieren die seltsamsten Kunststücke in Schule und Kirche, um die Wunder zu erklären — als wenn nicht erklärte Wunder aufhörten, Wunder zu sein. Ganz abgesehen von den Folgen solcher wohlgemeinten Advokatendienste: wo bleibt denn der Glaube, daß die Sache Gottes und Christi nicht überwunden werden kann, auch von tausend „ungläubigen" Professoren nicht?

Es bleibt gar nicht Andres übrig: man muß die Tatsachen der Natur und der Geschichte der Forschung überlassen und sich ganz der Wertdeutung aus dem höchsten Gut, dem Reich Gottes, hingeben.

6

Freilich, der Wissenschaft muß man auch auf die Finger sehen, daß sie sich nicht mit ihren Wertdeutungen die Erforschung der Tatsachen verdirbt. Wir brauchen ja heute nicht mehr so wachsam zu sein wie noch vor zwanzig Jahren. Die Wissenschaft korrigiert sich immer mehr selbst. Wenn etwa ein Anthropologe Reste eines menschlichen Schädels so zusammenflickt, daß ein Affenantlitz herausschaut, dann weist ihm schon bald ein anderer nach, daß er sich bewußt oder unbewußt von seiner Befangenheit oder von seiner Weltanschauung hat die Hände leiten lassen. Und mit den Fragen auf dem Gebiet der Geschichte steht es gerade so. Wir können wirklich, wenn wir nur etwas Geduld haben, darauf vertrauen, daß im Hin und Her des Meinungskampfes schließlich doch Ergebnisse von einer gewissen Sicherheit herauskommen. Wenn wir unsern Glauben davon unabhängig halten, umgekehrt aber bereit sind, alles Tatsächliche anzuerkennen, und entschlossen, es unter das Licht unserer Deutung von Gott aus zu stellen, dann ist keine Ursache, ängstlich zu werden.

So wird sich immer mehr die schon längst angebahnte Scheidung der Aufgaben durchsetzen: Hier Tatsachenforschung, dort Sinndeutung!

Die Lage ist ganz anders geworden. In der Monatsschrift für Pastoraltheologie (Nr. 4/5) berichtet N. N. über Äußerungen des Tübinger Klinikers Ottfried Müller, die in stärkstem Gegensatz stehen zu der Naturphilosophie von Haeckel, von der wir ausgegangen sind. Es räche sich die „Kausalitätsneurose", die zur Ausschaltung des Zweckgedankens geführt habe; eine noch unbekannte Ordnung liege vor uns, in der auch Willensvorgänge und das religiös sittliche Geschehen Platz haben; zur Heilung des Menschen gehöre weniger die Ausbalanzierung der Triebe als eine feste sittlich-religiöse Grundlage; das Hegemonikon — die Führerrolle — des Geistes müsse wieder zur Geltung kommen. So sagen heute Viele. Immer mehr setzt sich die Überzeugung durch, daß die Naturwissenschaft nicht zu erklären, sondern zu beschreiben habe, daß sie erklären möge, soweit sie komme, aber das Andere ruhig bestehen lassen müsse, ohne es zu erklären.

Und von der andern Seite kommt Titius und formt eine neue Synthese. Der Glaube ist Wertdeutung und intuitive Erfassung des Absoluten. So bietet er der Naturwissenschaft Abschluß und Sinn, wie die Naturwissenschaft dem Glauben die Tatsachen biete. Die Wirklichkeit in Natur und Geschichte und der Glaube ergänzen sich so aufs beste: Wissenschaft von jener hat zum Gegenstand die relative Welt, Glaube das Absolute in symbolischer Form. Diese Meinung wird sich durchsetzen. Man wird sich noch lange gegenseitig kontrollieren müssen, um alle geheimen Beweggründe auszuschalten, die hier Tatsachen von der Wertdeutung aus konstruieren und dort Deutungen in die Forschung einschmuggeln wollen. Forschung und Deutung müssen unterschieden werden, aber dann können sie sich wieder verbinden; denn Wissen ohne Glauben ist blind, Glaube ohne Wissen ist leer.

Marburg Friedrich Niebergall

Wohlfahrtspflege, Sozialpolitik und Innere Mission

Prophetisch entwarf Wichern 1848 in großen, wenn auch, wie es nicht anders sein konnte, noch etwas verschwommenen Zügen sein farbenreiches Gemälde von der „Inneren Mission der evangelischen Kirche". Acht Jahrzehnte sind seit der klassischen Wittenberger Rede und der „Denkschrift" verflossen. Heute kann D. Steinweg als Historiograph der Inneren Mission in seinem meisterhaft sachlichen Buch „Die Innere Mission der evangelischen Kirche" *) den umfassenden Rückblick tun auf das was Wichern gewollt und das was daraus geworden ist.

Wicherns Denkschrift war die tiefdringende, praktische Auseinandersetzung lebendiger Christlichkeit mit einem erstarrten Kirchenwesen einerseits und der Kirchenfeindschaft der Revolutionszeit und des Kommunismus anderseits; Steinweg zeigt uns in sorgsamer Darstellung, welche Wirklichkeitsgestalt jene Wichernschen hohen Gesichte bei ihrem Eintritt in die Welt, in die Welt der Kirche und des Staates angenommen haben, welches Gepräge die Innere Mission auf Grund der neuen Sachlage nach der Novemberrevolution nun trägt.

Denn erst durch diese große Umwälzung konnte auch die Sache der Kirche ebenso wie der Inneren Mission wirklich geklärt werden, sowohl beider Stellung gegenüber dem Staat wie gegeneinander. Das Ineinanderverflochtensein von staatlicher, kirchlicher und freier Wohlfahrtspflege drohte zu einem unentwirrbaren Gemenge, mehr zu einem Gegen- als Miteinander zu werden. Es bedurfte sehr großer Weisheit und noch mehr guten Willens von allen drei Seiten, um diese formlose Masse von helfenden Bestrebungen in ein wohlgeordnetes, aktionsfähiges Gefüge zu gliedern. Und es ist die ganze Erfahrung, Umsicht und Sachlichkeit eines Steinweg, der selbst mit an dieser schwierigen Ordnungsarbeit saß, dazu erforderlich, dem Außenstehenden ein deutliches Bild von der verwickelten Lage und der nunmehrigen Wohlgestalt der Dinge zu geben.

Man muß zunächst zugestehen, daß der hochgreifende Anspruch der ersten Machthaber des umgeschaffenen Staates, auch sämtliche Kulturbelange, die gesamte Fürsorge und Wohlfahrtspflege in die ausschließliche Bewirtschaftung des Staates zu nehmen, viel zur Klärung der Sachlage beigetragen hat. Man kann auch verstehen, daß dieser Gedanke für den Politiker als solchen seinen großen Reiz hatte und ihm wohl als hohes Ideal, ja als Gipfelung der modernen humanen Staatsidee überhaupt vorschweben konnte. Es schien auch in der Geschichte der christlichen Liebestätigkeit Vieles auf dieses Ziel hinzuweisen. Denn alle besondere Armenpflege, die Versorgung der

*) Die Innere Mission der evangelischen Kirche. Eine Einführung in ihr Wesen und ihre Arbeit. Von D. Johannes Steinweg. Heilbronn, Eugen Salzer Verlag 1928. 512 S. Geb. 9 M.

Irren, Blöden, Epileptischen, Taubstummen, Blinden und Krüppel, ja auch die Erziehung der sittlich gefährdeten Jugend war allmählich aus der opferfreudigen Vorarbeit der freien Liebestätigkeit in die Hände der staatlichen Behörden hinübergeglitten. Friedrich Naumann hatte in der Christlichen Welt diese Entwicklung schon frühe als die normale zu begründen gesucht, etwa im Sinne des Rotheschen christlichen Staatsideals. Auf Wichern selbst und seine allmählich schon recht abgescheuerte Äußerung von dem „Sichselbstüberflüssigmachen" der Inneren Mission glaubt man sich berufen zu dürfen. Somit konnte der Versuch der sozialistischen Staatsleitung, mit diesen Gedanken Ernst zu machen, sie grundsätzlich und allgemein durchzuführen, auch vom evangelischen Standpunkt eigentlich nur begrüßt werden, wenn schon die Anstalten der christlichen Liebe um ihr Dasein und ihre Freiheit zitterten. Der Versuch mußte ernsthaft gemacht werden, eben damit sich vor aller Welt herausstelle, daß die Staatsgewalt als solche nicht imstande ist, den Hilfsbedürftigen wahrhaft zu helfen, dieweil hier nicht Gewalt und Bürokratie etwas ausrichten, sondern letzten Endes nur die Güte. Diese innere Kraft der Güte und Geduld vermag er seinen Beamten weder einzuflößen noch kann er sie von ihnen verlangen. Für die persönliche Betreuung muß er beständig Anleihen machen und zwar bei den Bildungsanstalten der christlichen Liebe, der Inneren Mission. Und die Logik der Tatsachen hat dazu geführt, daß diese Lektion verhältnismäßig schnell gelernt wurde, daß jedenfalls die maßgebenden Ministerien recht bald sich auf ein loyales Zusammenarbeiten mit der Inneren Mission einrichteten. Ja, auch daß man die von den freien Vereinen aufgebrachten Gelder durchaus nicht verschmähte, sondern gerne auf sie zurückgreift!

Eine gewisse, grundsätzliche, „weltanschauliche" Schwierigkeit war dabei allerdings noch zu überwinden. Der religiös „neutrale" Staat sollte nach der Meinung stimmführender Theoretiker nur die religiös neutralen Vereine und Veranstaltungen unterstützen, sollte seinem modernen Wesen nach und in seiner sozialistischen Einstellung sich ganz auf die Seite der humanitären Wohlfahrtspflege stellen. Doch auch diese Theorie hielt vor der Vernunft der Tatsachen nicht stand. Neutralität hat der Staat als Staat in der gerechten und gleichmäßigen Berücksichtigung aller zum Dienst sich anbietenden Lebensmächte und Hilfstruppen zu beweisen. Und so sind die sieben „Reichsspitzenverbände" der Wohlfahrtspflege, nämlich der Zentralausschuß für Innere Mission, der katholische Caritasverband, die Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden, das deutsche Rote Kreuz, der „Fünfte Wohlfahrtsverband", das heißt der spezifisch humanitäre Verband, sodann noch der Zentralwohlfahrtsausschuß der christlichen Arbeitervereine und der Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrtspflege der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, von der Reichsregierung, dem Reichsrat und dem Reichstag anerkannt und in der Verordnung über die soziale Wohlfahrtsrente namentlich aufgeführt. Und nicht nur als willkommene freiwillige Mithelfer amtlich anerkannt sind die Organisationen der freien Wohlfahrtspflege; man läßt sie nun auch „als selbständige Größe mit eigenem Wert und eigenem Recht neben der öffentlichen Wohlfahrtspflege gelten". Das ist nicht etwas ganz Geringes. Nachdem einmal die Versorgung gewisser Gruppen der Hilfsbedürftigen Staatssache geworden war, zeigte sich in der bürokratischen Regelung dieser Aufgabe sehr bald die starke Neigung, alle bereit stehenden oder neu sich bildenden Einrichtungen freier Vereine auch in amtliche Obhut und Aufsicht zu nehmen; ihre persönliche Mitwirkung und Opferwilligkeit sich wohl gefallen zu lassen, aber sie doch möglichst zu säkularisieren, zu verstaatlichen. Gibt der Staat einmal Geldmittel, so macht er sich durch die nicht abzulehnende Kontrollierung ihres Verbrauchs auch leicht zur bestimmenden Aufsichtsbehörde über das unterstützte Werk. Bei der Gefangenen- und Entlassenenfürsorge z. B. und den Rettungs- und Zufluchtshäusern bekam man das sattsam zu spüren! Aber, berichtet jetzt Steinweg, man hat bei der Reichsregierung erkannt, „daß das deutsche Volk in seinem Kampf mit der Not weder die idealen noch die materiellen Werte und Leistungen der freien Wohlfahrtspflege entbehren kann, daß in ihr Kräfte der gegenseitigen Hilfe mit besonderer Stärke sich auswirken und daß ein verständnisvolles Zusammenwirken zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege am besten dem Wohl des gesamten deutschen Volkes dient". So heißt es denn in der R. F. V.: Die Fürsorgestellen sollen für ihren Bereich Mittelpunkt der öffentlichen Wohlfahrtspflege und zugleich Bindeglied zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege sein: sie sollen darauf hinwirken, daß öffentliche und freie Wohlfahrtspflege sich zweckmäßig ergänzen und in Formen zusammenarbeiten, die der Selbständigkeit beider gerecht werden.

In alledem ist ja freilich die Wohlfahrtspflege der „Inneren Mission" mit der der anderen konfessionellen und humanitären Verbände zusammengefaßt. Aber es ist doch nicht unwesentlich, daß der Zentralausschuß für Innere Mission der evangelischen Kirche als ältester an der Spitze der sieben Reichsspitzenverbände steht. Wicherns Lebenswerk hat eben weite und immer weitere Kreise gezogen und allenthalben helfende Kräfte auch außerhalb seines kirchlichen Rahmens geweckt und wirksam gemacht. Ja, man könnte versucht sein, an eine geheime innere Verbindung von Wicherns kühnsten Missionsgedanken mit der Tendenz des gegensätzlichsten der genannten Wohlfahrtsverbände, des sozialistischen zu glauben. Wichern ist es doch gewesen, der als erster der evangelischen Kirchenmänner dem Medusenhaupt des Sozialismus und Kommunismus nüchtern und hoffnungsfroh ins Antlitz zu schauen und dem atheistischen Sozialismus einen christlichen gegenüberzustellen den Mut und die Kraft hatte. Der Begriff „christlich-sozial" stammt von Wichern. Er forderte seine Kreise auf, mit Bewußtsein in die Politik, in das politische Ringen einzutreten: „Die Innere Mission hat es jetzt schlechterdings mit der Politik zu tun, und arbeitet sie nicht in diesem Sinn, so wird die Kirche mit dem Staat untergehen. Zwar ist es ihre Aufgabe nicht, über Staatsformen zu urteilen und zwischen politischen Parteien als solchen zu entscheiden, aber daß die Staatsbürger mit dem christlichen Geist erfüllt werden, gleichviel unter welcher Staatsform" (man hört den Republikaner!), „das muß eine ihrer ernstesten Sorgen sein von heute an." Und zwar hat Wichern bei diesem ernsten Hinweis auf die politische Pflicht des Christen geradeswegs die soziale Frage, die marxistische Arbeiterbewegung im Auge. Er tritt — unerhört für seine Zeit! — für die Idee des genossenschaftlichen Zusammenschlusses ein: „Ein neuer Schritt, der noch getan und verfolgt werden muß, ist: christliche Assoziation der Hilfsbedürftigen selbst (also nicht nur Verbindungen für Hilfsbedürftige) für ihre sozialen Zwecke (Familien, Besitz und Arbeit betreffend) zu veranlassen. Begibt sich die Innere Mission erst ernsthaft an die Verwirklichung dieser Aufgabe, so ist der Grenzstein aufgerichtet zwischen der bisherigen und einer künftigen Epoche der christlich-rettenden Liebesarbeit."

Immer aufs neue fragt man sich bei diesem so viel angeführten und so wenig ausgeführten Satz, ob das wirklich schon vor 80 Jahren gedacht und von dem Führer und Vater der Inneren Mission so unzweideutig als greifbares Ziel hingestellt ist? Liegt die von ihm geschaute „künftige Epoche" nicht immer noch in der Zukunft? Und würde nicht schließlich unsere deutsche innere Geschichte seit 80 Jahren ein wesentlich anderes Gesicht bekommen haben, wenn eine größere Weitsichtigkeit der Konservativen und eine einsichtigere Lebensnähe des Pietismus Wicherns soziale Gedanken hätten wirksam werden lassen? Müssige Frage freilich! Aber Stöckers und Naumanns

vergebliches Ringen um die Volksseele und die Arbeit des Evangelisch-sozialen Kongresses legen eine solche Frage doch immer wieder nahe.

Jedenfalls, wenn irgendwie von Sozialpolitik der Inneren Mission die Rede ist, soll man sich daran erinnern, daß die Innere Mission nach der Idee und dem praktischen Wollen ihres Begründers etwas ganz Anderes, etwas weit Umfassenderes ist als das, was gemeinhin dafür gegolten hat; daß sie über die wohlfahrtspflegerische Arbeit, so wichtig diese auch ist, grundsätzlich hinausgeht und erst in einer durchgreifenden christlichen Sozialpolitik ihr Ziel findet. Denn Innere Mission ist nach Wicherns Verständnis das praktisch gewordene „Allgemeine Priestertum der Gläubigen". Wie man vom Arzt gesagt hat, daß er ein priesterliches Herz haben müsse und an den Leiden der Menschheit tragen als wären es eigene, so sollte es der Sinn eines jeden lebendigen Christen sein, priesterlich für das Leiden seines Volkes einzustehen. Das ist die allgemeine Wehrpflicht der Christenleute. Sie einzurichten, zu ordnen, zu führen ist die innere Mission der evangelischen Kirche, ihre gottgegebene „Sendung".

Halle Gustav von Rohden

Die Seelennot der Schwerhörigen

Über dieses Thema hielt der Professor der Ohrenheilkunde an der Universität Zürich, F. R. Nager, vor kurzem seine akademische Antrittsrede *). Die „Christliche Welt" hat wiederholt sich der Schwerhörigen freundlich angenommen; so nimmt der Hinweis auf diese grundsätzliche Erörterung nur früher gesponnene Fäden neu auf. Das Schwerhörigenproblem darf sich nicht in die Hephatavereine verkriechen, es geht in gleicher Weise Kranke und Gesunde an. „Man steht hier vor einer ungeahnten Tragik! Daraus erwacht das Pflichtgefühl des Arztes, die Hörenden immer wieder auf die geistige Not ihrer schwerhörigen Mitmenschen hinzuweisen." Die Schwerhörigengemeinde ist größer, als allgemein bekannt ist; sie beträgt in der Schweiz etwa ein Prozent der Gesamtbevölkerung und wird in Deutschland kaum geringer sein, woraus sich erhebliche Zahlen ergeben.

Es ist allgemein bekannt, daß unheilbare Ertaubung den Menschen innerlich viel ungünstiger verändert als völlige Erblindung. Das Bild des Blinden, der in fröhlichem Geplauder heiter durch eine wundervolle Natur fährt, deren Schönheit er doch gar nicht sieht, ist nicht selten; den fröhlichen Schwerhörigen aber im Kreise der Gesunden findet man kaum. Beides ist nicht verwunderlich. Der Blinde, dessen äußerer Anblick schon zum Mitleid stimmt, erfährt seine Umgebung nur als den freundlichen Helfer, der in jeder Weise bereit ist, ihm sein hartes Los zu mildern. So taktlos ist gemeinhin Keiner, einen Blinden etwa in eine Kunstausstellung zu führen **) und ihm die Schönheit der Gemälde, die er nicht sieht, demonstrieren zu wollen. Der Blinde kann in seiner Umgebung und gerade durch sie sein Leid vergessen; er findet immer die sichere Hand, die ihn ungefährdet durch alles Gewirr über die Straße geleitet. Er vertraut der Menschheit, weil er ihrer Hilfe sicher ist, so wird er dankbar und heiter, wo sie ihm begegnet. Dem Schwerhörigen wird gerade die menschliche Umgebung zur Qual. Und es hilft nicht allzu viel, daß er sich (wie mit Recht immer mehr gefordert wird) durch das Schutzabzeichen der Schwerhörigen kenntlich macht. Jeder Schwerhörige kennt den „guten Freund und getreuen Nachbar", der bei seinem Anblick schleunigst in der Seitenstraße verschwindet oder in weitem Bogen ihn umgeht, um nur ja nicht mit ihm reden zu müssen — die lieben Mitmenschen sind ja so neugierig und sammeln sich an, wenn ein etwas lautes Wort auf der Straße, und sei es das harmloseste, erschallt! Er kennt nicht minder das verlegene Lächeln des Gesunden im geschlossenen Raume, wenn er sich ihm nähern will: wie soll er reden? Am besten wohl gar nicht. So geht man an ihm vorüber. Unbildlich und bildlich. Er wird übergangen. Und sei er der Tüchtigste. Das ist eine ganz andere Situation als beim Blinden. Kein Wunder, daß er, den die Mitwelt meidet, ihr gegenüber verbittert wird und sich ihr schließlich ganz verschließt. Man komme dem Schwerhörigen nicht mit dem Beispiel von Helen Keller! Helen Keller ist nicht taub, sondern taub-blind und hat die sie emporführende Menschenhilfe in so wunderbarer Weise erfahren, daß sie das undankbarste Geschöpf auf Gottes Erdboden wäre, wenn sie nicht dankbar gegen ihre Helfer wäre. Sie erfuhr und erfährt ja von ihrer Umgebung nur Förderung, was außerhalb dessen liegt, erfährt sie nicht; es dreht sich gleichsam alles um sie, sie kann reden, wann und was sie will und braucht nicht zu sorgen, daß ein Nachbar lacht oder unwillig wird, weil sie mitten in den Redestrom eines Anderen, den sie nicht hörte, hineinplatzt (wie das dem Schwerhörigen nur zu leicht begegnet); die Blindheit wirkt hier psychisch unmittelbar fördernd. Mit diesem Exempel kann also der Schwerhörige gar nichts anfangen. Er steht einer zunächst erbarmungslos grausamen Umwelt gegenüber *).

Die Gehörlosigkeit wirkt auf die verschiedenen Lebensabschnitte in besonderer Weise ein; ist doch der Gehörsinn für unsere frühen geistigen Erfahrungen die wichtigste Eingangspforte. Ihrer beraubt, wird das Kind taubstumm und wird trotz aller eigenen und fremden Mühe sein ganzes Leben hindurch das Gefühl einer geistigen Minderwertigkeit seiner intellektuellen Entwicklung haben. Wird das normal heranwachsende Kind nach seiner sprachlichen Entwicklung, etwa nach einer Kinderkrankheit, von Schwerhörigkeit befallen, so entsteht eine Seelennot von ganz besonderer Tragik. Zahllose Mißverständnisse, ein Nichtverstehen der Umgebung und das Sichnichtaussprechenkönnen lähmen jede Unternehmungslust. Dazu kommt die Angst vor der Zukunft.

Diese beständige Angst, die Furcht vor völliger Ertaubung (in zahlreichen Fällen ist ja die Schwerhörigkeit progressiv) und vor drohender Minderwertigkeit sind nicht minder Einwirkung der Schwerhörigkeit auf das Innenleben, wenn Erwachsene in der Vollkraft ihres Lebens und Schaffens das Hörvermögen einbüßen. Sie führen zu einer beständigen Hemmung im Denken und Handeln, vor allem in der Entschlußfähigkeit, woraus eine seelische Depression und Herabsetzung der Leistungsfähigkeit sich ergibt. Das Gespenst drohender Vereinsamung, das Grauen vor zunehmender Stille tauchen auf, das Leben erscheint schattenhaft und unnatürlich, das Schwinden aller Tag- und Nachtgeräusche in der Natur ist für den Schwerhörigen eine beständige Qual. Er ist aus dem Lande der Lebendigen hinweggenommen und muß doch im Lande der Lebendigen leben! Und wenn er den Eintritt in die verschlossene Pforte versucht, mißglückt er ihm: es kommt zu Mißverständnissen, man lacht über ihn, unsere Zeit rascher Entwicklung hat für lange Erklärungen und Wie-

*) F. R. Nager: Die Seelennot der Schwerhörigen. Zürich, Orell Füßli 1928. 16 S. 1 Franc.

**) Um jedem Mißverständnis vorzubeugen: Niemand wird das tun, wo nicht die Vorbedingungen gegeben sind. Aber es ist merkwürdig, was Blinde alles „sehen" wollen. Mancher Blinde läßt sich auch mit brennender Begierde durch eine Ausstellung führen. Er muß nur das richtige Geleit dazu haben. Und Plastik sollte dem Blinden grundsätzlich zugänglich gemacht werden wie einst Helen Keller. — Um aber bei den Schwerhörigen zu bleiben, so sollte ihnen Alles, was zu sehen ist, recht eigentliche Heimat sein. Da ließe sich viel für sie tun, wenn man an sie dächte. Ausstellungen z. B. könnten ihnen auf bestimmte Stunden geöffnet ud vorbehalten werden, damit sie so jede Anregung und Belehrung dort empfangen könnten ohne Belästigung Anderer. D H

*) Aber die Schwerhörigen sollen es auch denen, die ihnen begegnen, erleichtern. Sie müßten geradezu dazu angeleitet werden, ihren Wünschen an die Umgebung Ausdruck zu geben. Vor allem durch ungenierte, regelmäßige Darbietung des Hörrohrs. Wir fehlen oft aus Verlegenheit. D H

erholungen keine Geduld, im Gedränge wird er auf die Seite gedrückt, er muß wie ein Verbannter leben. Seiner Umgebung möchte er durch sein schweres Leiden nicht zur Last fallen — er merkt ja nur zu oft, daß er lästig wird —, so zieht er sich zurück; dabei bäumt sich im Gefühl geistiger Gleichwertigkeit sein Stolz gegen jedes Bemitleidetwerden auf, er beginnt zu hassen. Ganz unberechtigt in der Regel, aber psychologisch nur zu begreiflich. „Wer die Menschen meidet, wird sie bald verkennen", und hier liegt eine gewisse Zwangsläufigkeit des Meidenmüssens vor. Noch deutlicher Luther: „Wer die Gesellschaft der Menschen flieht, soll zusehen, daß er nicht in die der Dämonen gerät." Der Ohrenarzt kennt solche Ärmste, die der Dämon der Verzweiflung gewaltsam aus ihrem Elend herausstößt. Die Seelennot der Schwerhörigen ist furchtbar; Nager sagt mit vollem Rechte: „das Bild dieser Seelennot ist nicht zu düster geschildert." Man lese Beethovens Heiligenstädter Testament von 1802!

Ist zu helfen? Ja. Auf doppelte Weise. „Die Hilfe wird aus dem Innern des Schwerhörigen, daneben auch aus der Mitwirkung seiner Umgebung hervorgehen müssen." Nager läßt den Wiederaufbau beginnen mit einer mutigen und objektiven Auseinandersetzung des Schwerhörigen mit der gegenwärtigen Lage. Das kostet ihn einen Entschluß. Der Schwerhörige neigt dazu, sein Leiden verheimlichen zu wollen, solange es irgend geht — man kennt den Typ des schwerhörigen Schwätzers, der die Unterhaltung beherrschen möchte, weil der Austausch und besonders die Frage für ihn tödlich ist — und wenn es nicht mehr geht, wird er der geschilderte Pessimist. Stellt er sich aber klar und ruhig zu seinem Leiden ein, so entdeckt er alsbald Möglichkeiten, deren richtige Anwendung wesentlich zum Aufbau hilft. Er besitzt eine bessere Konzentration als der Gesunde, und Konzentration ist Grundbedingung jeder geistigen Innenarbeit. Dazu tritt eine Steigerung der Beobachtungsfähigkeit, welche die Schwerhörigen feinfühlig und hellsichtig werden läßt. Außerstande, in die Parteileidenschaft der Rede einzugreifen — auch die Ablesekunst ermöglicht ihm das gemeinhin nicht, so gewiß sie eine Hilfe bedeutet — steht er über den Dingen und wird fähig für eine beneidenswerte abgeklärte Objektivität des Urteils. Die vermehrte Konzentration ermöglicht ihm ein gründliches und gewissenhaftes Arbeiten: er leistet Qualität. Und kommen damit kleine Erfolge, so beginnt das Minderwertigkeitsgefühl zu schwinden, und das Vertrauen zur Mitwelt kommt wieder, die übergroße Empfindlichkeit weicht. Das kostet einen Kampf, ein stetiges, tägliches Ringen; Nager spricht treffend von Selbsterziehung des Schwerhörigen. Aber er spürt dann auch: „in der Überwindung ist Freude!" Der 1802 verzweifelnde Beethoven schreibt in völliger Erlaubung die wundervollste Hymne an die Freude in der IX. Symphonie! Je tiefer die seelische Innenschau und ihre Auswertung, desto tiefer auch ein langsam emporkeimendes, immer reifer werdendes Ergreifen der Utilitas miseriae. Ihren Gipfel erreicht es dann, wenn der Schwerhörige oder Ertaubte fähig wird zu der Bitte: Laß mir mein Leiden, denn es macht mich reich und glücklich! Und dieser Gipfel ist erklommen worden. Das ist der Schwerhörigkeit Segen.

Aber die Mithilfe der Umgebung muß hinzukommen. Und zwar die tätige. Mit Geldspenden für die Hephatavereine oder unentgeltliche Absehkurse ist es nicht getan, der Gesunde muß buchstäblich dem Kranken an die Seite treten. „Es hängt oft an sogenannten Kleinigkeiten, daß wieder ein Sonnenstrahl von Lebensmut und Lebensbejahung in das Dunkel hineinfällt." Ganz gewiß, und gerade an dem Wissen um diese Kleinigkeiten fehlt es. Nahezu völlig. „Etwas Geduld bei der Unterhaltung, namentlich eine bessere Artikulation der Sprache." Der Schwerhörige macht immer wieder die Erfahrung, daß es besonders gut mit ihm meinende Mitmenschen ihn anbrüllen, und wenn er nicht sofort antwortet, noch stärker schreien. Nichts ist verfehlter. Langsames, mittellautes, die Stimme nicht sinken lassendes Sprechen ist das Gegebene, und man lasse dem Schwerhörigen ein wenig Zeit mit der Antwort; häufig perzipiert sein Ohr nur einzelne Worte und Laute, und erst Kombination verschafft ihm den Sinn des Ganzen. Es sollte das Sprechen mit den Schwerhörigen in den Schulen geübt werden. Ohne großen Zeitverlust ließe sich das so einrichten, daß die gesunden Kinder hin und wieder in die Schwerhörigenschule geführt würden. Dann würde die Ratlosigkeit und Verlegenheit so mancher Gesunden dem Schwerhörigen gegenüber aufhören, nicht minder das gänzlich abwegige Grimassen-Schneiden, das — in löblicher Absicht — ein Absehen erleichtern soll, es in Wirklichkeit aber nur erschwert, endlich die Bitterkeit des Schwerhörigen denen gegenüber, die kaltlächelnd behaupten, mit ihm nicht reden zu können — ohne es je ernstlich versucht zu haben! Dankbar empfanden es Züricher Schwerhörige, als ein Pfarrer ihnen zur Erleichterung auf seinen Schnurrbart verzichtete — Kleinigkeiten, und doch wie wertvoll! Geht es mit der Stimme wirklich nicht mehr, so helfe der Notizblock. Auch sein Gebrauch will hüben und drüben gelernt sein; knappe Fragestellung, Antwort oder Orientierung im Telegrammstil, womöglich Gebrauch der Stenographie, die für Schwerhörige obligatorisch sein sollte. Auf diese Weise kann freundliche Hilfe wieder eine Teilnahme an gemeinsamer Unterhaltung, an Sitzungen oder Vorträgen ermöglichen, die Verbindung von Ablesen und Aufzeichnen erweist sich in diesen Fällen als glücklich und fördernd. Walther Rauschenbusch „hörte", gänzlich ertaubt, in dieser Weise in Marburg Kolleg. Er hatte die eigene Frau als getreueste Helferin ständig zur Seite; das ist nicht Jedem gegeben, aber Freunde sollten sich finden, oder vielleicht erleben wir noch die Schwerhörigenschwester, die, eigens für solche Zwecke ausgebildet, dem Schwerhörigen zur Seite tritt (das wäre wieder ein neuer weiblicher Beruf, voller Segen). Infolge Absperrung von der Umwelt weiß der Schwerhörige oft nicht, wie er seine Stimmstärke einstellen muß; er redet piano, wo forte geboten ist, und umgekehrt, und ruft nicht selten peinliche und dann für ihn fortwirkend peinvolle Situationen hervor. Die sollte der Gesunde ihm ersparen (etwa ganz einfach so: Zeigefinger und Daumen öffnen = lauter, schließen = leiser, zusammenpressen = silentium — Kleinigkeiten wieder!). Kurz der Schwerhörige muß ein wenig unter den Arm genommen werden, bildlich und unbildlich, und das Ziel muß sein „das zielbewußte Wiedereinbeziehen in den Freundes- und Gesellschaftskreis zur gemeinsamen Anteilnahme und Mitarbeit". Der Gesunde meine nicht, mit der Versorgung des Schwerhörigen im Hephatavereine sei alles getan. Hephatavereine sind gut und schön, auch notwendig, aber sie sind und bleiben eine Aussperrung. Gerade aus der muß der Schwerhörige heraus, wieder in die Allgemeinheit hinein, deren nützliches Glied er sein möchte und auch sein kann. So richtig es ist, die elektrischen Höranlagen in die Kirche zu verlegen und dadurch dem Schwerhörigen die Teilnahme am Gemeindegottesdienst zu ermöglichen, ihn dem „Schwerhörigengottesdienst" zu entheben, eben so richtig muß es werden, ihn zu gemeinsamer Mitarbeit heranzuziehen.

Jeder Schwerhörige macht die Erfahrung, sich in der Familie heimisch zu fühlen, in der ein Glied schwerhörig ist. Dort „kennt" man ihn und weiß mit ihm umzugehen. Und wenn alle Familien ein schwerhöriges Glied hätten, wäre den Schwerhörigen geholfen. Es ist nicht so. Aber sollte die Menschheit nicht so handeln müssen, „als ob" es so wäre?! Die Erfüllung dieses großen Als-ob sind die Gesunden den Schwerhörigen schuldig.

Dank aber dem Arzte, aus dessen streng sachlichem Worte der gute Mensch spricht!

Zürich Walther Köhler

Pazifismus und Kirche

1

Der Herausgeber d. Bl. sagt in seinem Vortrag über „Die Verpflichtung der Kirche zur Friedensarbeit" den Landeskirchen: „Es wäre schon negativ etwas sehr Großes gewonnen, wenn jede öffentliche Ablehnung, Verhöhnung und Verfolgung des ‚Pazifismus' in den Kirchen aufhörte." Daß bis jetzt trotz mancher erfreulichen Friedenskundgebung kirchlich-pazifistischer Gruppen noch nicht einmal diese Mindestforderung erfüllt ist, dafür liefert folgender Briefwechsel ein trauriges Beweisstück.

2

An den Evangelischen Landeskirchenrat

Dessau

Der „Anhalter Kurier" vom 9. 2. cr. veröffentlicht in seiner Nummer 34 einen Bericht über eine Stahlhelmtagung in Bernburg. Nach diesem Bericht hat der Pastor Friedrich aus Dessau dem Sinne nach geäußert:

„Karthago ging am Kapitalismus und Liberalismus zu Grunde, Rom am Pazifismus und Dirnentum. Wir haben gleich alles vier im deutschen Vaterlande."

Wir bitten ergebenst feststellen zu wollen, ob Pastor Friedrich eine solche Äußerung wirklich getan hat, und ihm in diesem Falle für künftig eine derart gehässige Bekämpfung des Pazifismus zu untersagen. Die Verächtlichmachung des Pazifismus durch seine Zusammenstellung mit Dirnentum ist eine so gewissenlose Kampfesweise, daß sie eines evangelischen Pastors unwürdig ist. Abgesehen von der erschreckenden Unwissenheit über das Wesen des Pazifismus, die sie verrät, bekundet sie eine zynische und rohe Denkungsart, die sich mit der grauenhaften Kriegsgeschichte der Vergangenheit leichtherzig abfindet ohne zu bedenken, daß eine so wohlwollende Toleranz gegen den schlimmsten Frevel der Menschheit — denn das bleibt der Krieg — mit dem heiligen und reinen Ernst der Neutestamentlichen Ethik unvereinbar ist....

Hochachtungsvoll

Deutsche Friedensgesellschaft

gez.: L. Quidde Pastor Hans Francke

*

An die Deutsche Friedensgesellschaft

Berlin SW 68, Zimmerstraße 87

Nr. 2099 Dessau, den 16. 4. 28

Auf ihre Eingabe vom 5. März, betreffend Beschwerde über Pastor Friedrich, erwidern wir Ihnen, daß Pastor Friedrich in seinem von uns eingeforderten Bericht zu dem vorliegenden Falle unter anderem schreibt: „Im übrigen halte ich als vierjähriger, mehrfach verwundeter Frontsoldat mit Moltke den Krieg, auch den siegreichen, für ein nationales Unglück. Ich halte aber zugleich mit Kardinal Faulhaber den Traum eines ewigen Völkerfriedens im Licht der Heiligen Schrift für einen Aberglauben." Pastor Friedrich erklärt, daß es ihm völlig ferngelegen habe, durch seine Äußerungen die Friedensfreunde verletzen zu wollen. Es habe sich bei seinen Worten um nichts als um eine historische Tatsache gehandelt, die ein persönliches Werturteil nicht einschließe.

Unter diesen Umständen können wir Ihrer Beschwerde keine weitere Folge geben.

Der Evangelische Landeskirchenrat für Anhalt

gez.: D. A. Hinze

So zu lesen im „Anderen Deutschland" Nr. 20 unter der Überschrift: „Ein Briefwechsel ohne Kommentar." Ganz ohne Kommentar ist er aber auch dort nicht geblieben. Es steht darüber der Spruch: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid ..."

3

Es ist vielleicht doch nicht überflüssig, diesem kommentarlosen Briefwechsel einige Bemerkungen anzufügen:

1. „Pazifismus" und „Dirnentum" haben wirklich nichts miteinander zu schaffen. Dagegen ist es ein Leichtes, den Zusammenhang zwischen Militarismus und Dirnentum nachzuweisen. Ich blättere in meinem „Brockhaus" und lese unter „Soldateska": „Kriegsvolk, Soldatentum, mit dem Nebenbegriff des Zügellosen". Die Kriegsgeschichte ist zugleich die Geschichte sexueller Zuchtlosigkeit — mit ganz geringen Ausnahmen vielleicht. Schärfer als der evangelische Pastor Friedrich sieht der bekannte pazifistische Katholik Franziskus Stratmann *) in seinem Werk „Weltkirche und Weltfriede" die Wirklichkeit; Stratmann schreibt: „Ich müßte fürchten zu ermüden, wollte ich ... nun auch die Kriegssünden gegen das sechste Gebot, die durch den Krieg hervorgerufene sexuelle Verwilderung (sic!) näher schildern. Daß Venus und Mars unzertrennliche Gefährten sind, ist eine uralte Erfahrung. Wer zählt das Meer an Ehebrüchen und widernatürlichen Unzuchtssünden gegenüber den Friedenszeiten, das dem Krieg auf die Rechnung zu setzen ist?" Ein katholischer Feldgeistlicher des Krieges 1914—1918 klagte, wie Stratmann zu berichten weiß, über eine Formation, die zum großen Teil — auch nach der Messe — „die öffentlichen Häuser der Stadt förmlich bestürmte". Mit Recht schreibt Stratmann: „Das Schlimmste ist das System, das prinzipielle Bejahen und Befördern dieser Sünden durch die amtlich im Übermaß geschaffenen Gelegenheiten und Anreizungen dazu. Für das moderne Bewußtsein gehören Soldatenbordelle vielleicht nicht weniger zum notwendigen Kriegsinventar als etwa Badeanstalten und Lazarette. Was sagt aber das christliche Gewissen dazu?" So der katholische Ordensmann ... es klingt paradox, wenn man sagen muß: Pastor Friedrich hätte evangelischer geredet, wenn er den Bußernst des katholischen Pazifisten aufgebracht hätte. Es hat nicht nur eine „schwarze Schmach" gegeben — Jeder, der im Felde stand, weiß das. Ob Landsknechtshaufen, ob modernes Volksheer — die Prostitution marschiert in der Nachhut. Selbstverständlich sagt man so etwas nicht auf einer Stahlhelmtagung, dort redet man mit besserem Erfolg von „Pazifismus und Dirnentum".

2. Die Verwandtschaft zwischen Pazifismus und Dirnentum ist „historische Tatsache" — so erklärt Pastor Friedrich der Kirchenbehörde gegenüber. Mit keiner Silbe bedauert der Prediger des Evangeliums einen doch immer möglichen Irrtum, nein, er setzt der Verunglimpfung noch den Trumpf drauf: „Historische Tatsache!" Man erschrickt vor der Blindheit und dem Zynismus, die in solcher Geschichtsverfälschung zum Ausdruck kommen. Die Friedensfreunde haben aber gar keinen Grund entrüstet zu sein, denn (so stehts geschrieben) „Pastor Friedrich erklärt, daß es ihm völlig ferngelegen habe, durch seine Äußerungen die Friedensfreunde verletzen zu wollen".

3. „Rom ging am Pazifismus und Dirnentum zu Grunde", so Pastor Friedrich. Es gehört zum Dogma aller Kriegs- und Gewaltgläubigen, daß Staaten am Frieden, ja sogar schon an der Arbeit für den Frieden sterben. Warum beten wir aber in der Bußtagslitanei um Bewahrung „vor Krieg und Blutvergießen"? Es erübrigt sich angesichts der Trümmer und Tränen des letzten Krieges jedes Wort.

4. „Ich halte zugleich mit Kardinal Faulhaber den Traum eines ewigen Völkerfriedens im Licht der Heiligen Schrift für einen Aberglauben", berichtete Pastor Friedrich an seine Behörde. Was den „Traum eines ewigen Völkerfriedens" betrifft, so schreibt der oben erwähnte Stratmann mit Recht: „Das Wort ‚ewig' ist zum mindesten für die Tagesarbeit überflüssig. Aus der pazifistischen Terminologie der Gegenwart ist es deshalb ganz lich verschwunden. Alfred Fried, durch dessen umfangreiches Schrifttum die Friedensbewegung seit den Tagen Berta von Suttners in ein neues Stadium getreten ist, erklärt, die ewige Dauer des Friedens interessiere den modernen Pazifismus ebensowenig wie der Ingenieur die Ewigkeit einer Eisenbahnbrücke, eines

*) Stratmann hat dem Pazifismus neue Wege gewiesen: die Synthese von organisatorischem und radikalem Pazifismus.

Tunnels, eines Kanals. Das alles soll zunächst einmal für die jetzt lebende Generation geschaffen werden, eine spätere mag dann die Verbindungswege noch mehr befestigen und ausbauen oder durch noch bessere ersetzen" (Weltkirche und Weltfriede S. 156). Man operiere doch nicht immer mit Begriffen, die vom Wesentlichen ablenken! Anderseits hüte man sich, die „Träume" der Edlen zu unterschätzen. — Wenn sich Pastor Friedrich ausgerechnet auf Kardinal Faulhaber beruft, so stelle ich — wenn es denn sein muß — über den Kardinal den Papst. Es sind Benedikts XV. Worte:

Im Namen des heiligen Gottes, im Namen des himmlischen Vaters und um des gebenedeiten Blutes Christi willen, des Preises der Erlösung der Menschheit, beschwören Wir Euch, welche die göttliche Vorsehung zur Regierung der kriegführenden Nationen berief, endlich die schreckliche, nunmehr ein Jahr lang Europa entehrende Metzelei zu beendigen. Es ist Bruderblut, das über die Erde und Meere dahinfließt! ... Gesegnet sei, wer zuerst den Ölzweig erhebt, dem Feinde die Rechte anbietet und ihm vernünftige Friedensbedingungen vorschlägt! Das Gleichgewicht der Welt, die gedeihliche, sichere Ruhe beruhen viel mehr auf gegenseitigem Wohlwollen, auf der Achtung der Rechte und Würde Anderer, als auf der Menge der Bewaffneten und der Stärke der Festungen. (28. Juli 1915.)

Derlei pazifistische Bekenntnisse hat Benedikt XV. — wie auch Pius X. und Leo XIII. — in großer Zahl abgelegt. Wenn einmal die Stimmen der andern Konfession gehört werden sollen, sei man auch nicht taub gegen diese!

Die Erklärung Pastor Friedrichs, daß auch er den Krieg für ein „nationales Unglück" halte, kann solange nicht ernst genommen werden, als er nicht die Gleichordnung von Pazifismus und Prostitution öffentlich widerruft.

Der Pazifismus ist innerhalb der Kirche noch schutzlos jeder Schmähung preisgegeben. Trotzdem wird das, was an der Friedensbewegung von Gott ist, die Welt überwinden. Und man wird später im Museum den „Briefwechsel ohne Kommentar" als ein charakteristisches Dokument der Kriegstheologie des 20. Jahrhunderts kopfschüttelnd bestaunen.

Meißen Harry Truckenbrodt

4

Bei dieser Gelegenheit noch ein Wort vom Herausgeber.

Er hat in seinem Vortrag „Die Verpflichtung der Kirche zur Friedensarbeit" (Chr. Kaiser Verlag, München) die Minimalforderung erhoben, die man heute in dieser Sache an die organisierte Christenheit richten muß. Die meisten Organe dieser Organisationen bei uns haben darauf geschwiegen. Das ist ihr Menschenrecht, und man kann es sich freundlich deuten. Nur die Kirchenzeitung für Ostpreußen, Evangelisches Gemeindeblatt, Königsberg, vom 5. 11. 27 war im Stande zu schreiben:

Wenn die Kirche im D. Radeschen Sinne rückhaltlos den Frieden predigen würde, dann würde sie nur ihre Weltfremdheit und ihren Mangel an Liebe zu den deutschen Brüdern beweisen. ... Wir erkennen deshalb den übernationalen Pazifismus D. Rades nicht an und sehen in seinen, des Pazifismus, Forderungen nur eine Irreführung des christlichen Empfindens und eine unverantwortliche Lockerung der gottgewollten nationalen Bande.

Gleichzeitig werde ich in die Gesellschaft, oder will vorsichtiger sagen Nachbarschaft der „unreifen Burschen" eingereiht, die „in jeder Volksversammlung" den Pastoren zurufen: „Die Kirche hat die Waffen gesegnet." —

Wenn schon die ganze Welt den Krieg in Acht und Bann getan haben wird, dann wird es ganz gewiß noch einen deutschen Theologen und Pfarrer geben, der aus dem Alten und Neuen Testament heraus „in heiliger Pflichterfüllung und aus Liebe" ihn segnet! Und vielleicht benutzt er dann als Organ das Evangelische Gemeindeblatt für Ostpreußen.

Man berufe sich doch nicht auf Luthers Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können.". Die kennen wir auch, haben sie 1914 in der Christlichen Welt wiedergegeben und einen Sonderdruck in Mengen an die Front geschickt. Aber erstens bleibt zu beachten, daß schon damals im christlichen Kriegsmann und in Luther sich das Gewissen geregt hat. Und zweitens sind seitdem die Zeiten andre geworden. Unsre Verantwortung ist eine andre geworden — und der Krieg auch. Was aber unsre Gefallenen anlangt (und die Gefallenen drüben auch!), so wollen wir das getrost ihnen überlassen, ob sie heute vom Standort der Ewigkeit her mit unserm ostpreußischen Prediger den Krieg segnen oder mit mir den Frieden.

R

Interregnum

1

Die sogenannte Zeit des Interregnums im Mittelalter gab dem Gedanken an den großen Herren Raum, die führerlose Zeit an den großen Völkerführer. In dieser Zeit der gespaltenen Herrschaft entstand die Barbarossasage vom großen Kaiser, der nur schläft, um sein Reich zu befreien, wenn seine Zeit gekommen ist, und dann von neuem seine Alleinherrschaft zu gründen, wo Ordnung und Friede im Lande herrschen werden unter ihm als dem einen Herrn, während in der Zeit des Interregnums Unordnung und chaotisches Getriebe die Herrschaft führten. Dies ist das eine Kennzeichen einer solchen „Zwischenzeit": Auflösung des Alten und Keimen von neuem Leben.

Vom Zeitpunkt der Menschwerdung Christi gilt: Als die Zeit erfüllet war, da sandte Gott seinen eingeborenen Sohn in die Welt. Erst nach Beendigung des Interregnums konnte und kann Christus das Gottesreich auf die Erde unter die Menschen bringen. Erst auf das Interregnum folgt ein neues Regnum. Das ist das zweite Kennzeichen, daß eine „Zwischenzeit" notwendig ist vor der Erfüllung der Zeit in neuer Herrschaft. Bei der christlichen Eschatologie entspricht diesem das tausendjährige Reich, im Buddhismus das Paradies, wo die Abgeschiedenen vor dem Eingang ins Nirvana ein seliges Leben führen. Dieser „Zwischenzeit" ist eigen, daß das Letzte, das Eschaton nicht zur vollen Entfaltung kommt.

Unserer heutigen Zeit ist das Wort „zwischen" sehr geläufig. „Zwischen den Zeiten", zwischen Ost und West, zwischen Zarismus und Bolschewismus, zwischen schwarzer, gelber und weißer Rasse — ja unsere Zeit sitzt zwischen zwei Stühlen, und Chaos und Erwartung einer neuen Vollendung sind größer denn je.

Aus dieser unserer Zeit des „Zwischen" heraus schreibt D. Johannes Witte sein Buch: Japan, Zwischen zwei Kulturen. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1928. 505 S. 19.50, geb. 21.50 M.

Japan ist in diesem Fall nur Beispiel eines großen Ringens, das sich in unseren Tagen zwischen Osten und Westen vollzieht, des Widerstreits, auch der Verschmelzung zwischen östlicher einheimischer Kultur und westlicher Bildung. Das Gleiche finden wir in Ägypten, in den Kämpfen Abd el Krims, in der Türkei eines Kemal, in Indien mit der Verkörperung seiner Nationalkultur in Gandhi; es ist dies der gleiche Streit immer wieder eingekleidet in die nationale Eigenart *).

Es handelt sich um die Frage, ob Rudyard Kiplings Wort: East is East and West is West and never the twain will meet recht behält, oder ob als Letztes eine tiefste Gemeinsamkeit zwischen Osten und Westen sich erzeigen wird, wie sie Goethe meint. Etwas störend wirkt

*) Diese Fragen behandelt eingehend in Form sachgemäßer Darstellungen die Zeitschrift: „Der Orient, die religiösen und profanen Lebensmächte des Ostens." Zweimonatsschrift, begründet von D. Johannes Lepsius, Tempelverlag Potsdam. — Für den, der von dieser Auseinandersetzung ein lebhafteres Bild gezeichnet finden möchte, verweise ich auf Paul Morand, „Der lebende Buddha", übersetzt im Inselverlag bei den Romanen des jungen Frankreich. (5.50 M.)

bei der Darstellung des sehr kenntnisreichen und mit starker innerer Anteilnahme geschriebenen Buches von Witte, daß er gleichsam feindlicher Beobachter ist, der von einer Position aus schreibt — für etwas, was eigentlich jenseits aller Position ist — was nicht mit zur Kultur gehört — vom persönlichen religiösen Bekenntnis zu Christus aus. Aber abgesehen von dieser Einstellung führt das Buch gut in den Problemkreis des Fernen Ostens ein und in die Probleme der „gelben Frage".

Das Buch gliedert sich in vier Hauptteile, von denen Teil 1—3 das behandeln, was im Untertitel des Buches genannt wird: Zwischen zwei Kulturen, während der vierte Teil eine sehr ins Einzelne gehende Religionsgeschichte Japans gibt, mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des Christentums. Somit gibt der vierte Hauptteil den Hintergrund des kulturellen Lebens. Er nimmt, sehr ins Einzelne gehend, fast die Hälfte des Buches ein.

2. Die Entwicklung Japans zu seiner heutigen Lage und Stellung*)

Die heutigen Japaner sind ein Mischvolk, in der Hauptsache malaio-mongolischen Ursprungs. Bis zum Jahre 1500, von 200 n. Chr. an, standen sie unter chinesischem Kultureinfluß, der in Japan naturalisiert wurde. „So haben auch die Japaner mit den formalen Mitteln des chinesischen, übernommenen Kulturbesitzes eine eigene Kultur ausgebaut, die auf vielen Gebieten ganz besondere Wege gegangen ist: z. B. bei der Übernahme der fünf heiligen Beziehungen des Konfuzianismus (Herrscher-Untertanen, Eltern-Kinder, Mann-Frau, älterer-jüngerer Bruder, Freund-Freund) steht der in China verachtete Soldatenstand in Japan in den Rittern an erster Stelle, umgekehrt ist es mit dem Stand der Kaufleute. Das ausgebaute konfuzianische Moralsystem des Bürgertums wurde zum ritterlichen Ehrenkodex, dem Bushido (Weg der Ritter). In gleicher Weise wurde der ebenfalls aus China eingeführte Buddhismus japanisch umgeformt. 1542 war die erste Berührung mit Europa: der portugiesische Abenteurer Mendez Pinto wurde an Japans Küsten verschlagen. 1549 landete der Jesuit Franz Xavier mit zwei Begleitern dort. Portugiesischer Handel und christliche Mission waren so in Japan gleichzeitig bekannt geworden. Beide hatten zunächst Erfolg und wurden begehrt. Aus dieser Verknüpfung ergaben sich auch die Konflikte (Furcht vor der Ausbeutung und Machtberaubung durch die Europäer und schlechter Lebenswandel der europäischen Kaufleute), die auch gegen das Christentum eine strenge Gesetzgebung herausforderten. 1624 wurde allen Fremden außer Chinesen und Holländern der Aufenthalt in Japan verboten. Das Christentum hielt sich heimlich in vielen Orten, wenn sich auch die Bewohner äußerlich am buddhistischen Kult beteiligen mußten. Japan blieb für die Fremden fortan verschlossen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Aber „auf das erste energische Verlangen des Westens hin mußte Japan seine Tore auftun. Und es war klug genug, es dann relativ, freiwillig, rasch und ganz zu tun." „Es war also der harte Zwang der Selbsterhaltung als freies Volk, was zum Verkehr mit dem Auslande führte." Dieser begann 1854 mit einem amerikanisch-japanischen Handelsvertrag, „der auf den Druck der Fremden hin zur Notwendigkeit wurde".

*) Nachdem der Verfasser 1914 es unternommen hatte, ein Buch zu schreiben: „Ostasien und Europa, das Ringen zweier Weltkulturen", bedurfte bei der starken Entwicklung, die in den Ländern des Fernen Ostens stattfindet, jetzt das Problem einer erneuten Behandlung und zwar für China und Japan getrennt, da der Gang der Entwicklung in beiden Ländern verschieden verläuft. 1928 erschien über einen Ausschnitt der Geistesgeschichte Chinas von demselben Verfasser: „Mê Ti, der Philosoph der allgemeinen Menschenliebe und sozialen Gleichheit im alten China." Ein Quellenlesebuch, ebenfalls bei Hinrichs. 56 S. Geh. 2.40 M.

3. Die Gegensätzlichkeit des alten und des neuen Lebens in Japan

„In kleinem Maßstabe hat Deutschland etwas Ähnliches erlebt in der rasend-schnellen Umwandlung vom Agrar- zum Industriestaat seit 1870.... In Japan aber vollzog sich eine ähnlich schnelle Industrialisierung im Zusammenhang und zugleich mit einer Umgestaltung aller wichtigen Lebensgebiete. Diese Umgestaltung ist nicht eine Reform veralteter Einrichtungen und Sitten, sondern eine Einführung des Gegensatzes von alledem, was 2000 Jahre lang das Leben erfüllt und beherrscht hat, und ein Auf-den-Kopf-stellen alles dessen, was war." Im äußeren Leben gibt es zwei Sorten von Häusern, zwei Sorten von Kleidung, zwei Sorten von Nahrung, zwei Sorten des Umgangs (z. B. gilt in der alten Kultur Höflichkeit vor Wahrhaftigkeit). Wesentlicher aber ist die Gegensätzlichkeit der Geisteskultur.

„Sie liegt bei der altjapanisch-chinesischen Kultur darin, daß sie Unpersönlichkeitskultur ist, während die westliche Kultur Persönlichkeitskultur ist." Das Persönliche ist im Osten wohl vorhanden, aber von Natur schwach und durch die Kultur niedergehalten. Es ist ein Zustand der Allgewalt der Organisationen. Religiös prägt sich die Geistesverschiedenheit in pantheistischer und monotheistischer Gottesauffassung aus. Staat und Familie sind die herrschenden Ordnungen. Schon der lebende Kaiser wird als religiöses Wesen betrachtet, und jeder Mensch wird nach seinem Tode ein Kami. Staats- und Familienglied sind die Einzelnen. Am 3. März feiern alle Mädchen, am 5. Mai alle Knaben ihren Geburtstag. „Die Mutter des Mannes heiratet eine Schwiegertochter." Die Verantwortung für alle Entscheidungen trägt die Gemeinschaft*). Wie anders steht die westliche Kultur da. Ihre Signatur ist der Individualismus, der auch im Westen bedroht wird durch Materialismus, Naturalismus und Egoismus. „So kommt also unsere gesamte, individualistische Kultur in ihrer heutigen vielgestaltigen, widerspruchsvollen, durchaus nicht abgeschlossenen, sondern fließenden und über sich selbst hinausdrängenden Wirklichkeit zu den nichtchristlichen Völkern."

4. Das Ringen des alten und des neuen Lebens in Japan

„Im ‚Taiyo' (Sonne) schildert Dr. Ukito die Lage vielleicht ein wenig zu fortgeschritten, im Ganzen aber zutreffend, wenn er schreibt: ‚In keinem Land der Erde kann man so unvereinbare Elemente beieinander finden als im heutigen Japan. Hier finden wir Leute, welche noch nicht das Steinzeitalter überschritten zu haben scheinen, welche Tiere und Pflanzen oder Sonne, Mond und Gestirne anbeten, die inmitten von Anderen leben, welche an nichts mehr glauben als an Dampf, Elektrizität und moderne Technik. In derselben Straße wohnen Christen und Monotiker, Anhänger Nietzsches und Anhänger Tolstois, Schüler von Karl Marx und philosophische Atheisten. Einige preisen die westliche Zivilisation, Andere reden dagegen, wieder Andere reden von einer Verschmelzung der besten Bestandteile der westlichen und östlichen Kultur!" Die Staatsordnung stützte sich bis jetzt mit Bewußtsein auf den Shintoismus, auf dessen Mythologie der Kaiserglaube beruht. Alle Japaner sehen in dem Kaiser ihren übermenschlichen Herrn, ihren Vater. Man suchte dem Christen die Verbeugung vor dem Kaiserbild zu erleichtern, indem man erklärte, Shinto sei keine Religion. — „Außer durch die Stärkung des Kaiserglaubens durch die Pflege des Shintoismus und den ‚religionslosen' Moralunterricht, sowie die Abwehr gefährlicher

*) Vgl. dazu: „Um deine ganze Person." Drama in einem Akt von Hu Schih, übersetzt aus dem Chinesischen im Ostasien-Jahrbuch 1928 S. 62 ff. von Professor Dr. Hermann Bohner. Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein, Berlin. 125 S.

Gedanken durch das Gesetz zur Erhaltung des inneren Friedens sucht die Regierung den vaterländischen und militärischen Geist des Volkes zu stärken durch Militärvereine und durch nationale Jugendvereine." Erweiterung des Wahlrechts eventuell auch auf die Frauen wird trotz des wenig vorbereiteten Bodens mit großer Energie erstrebt.

Die chinesischen Schriftzeichen, die nach Tausenden zählen, sucht man durch das lateinische Alphabet zu verdrängen und so allgemein eine größere Bildung zu ermöglichen. Schon jetzt aber gibt es nur wenige Analphabeten im Lande. Bei der Jugenderziehung sucht man zunächst an den alten konfuzianischen Idealen festzuhalten, die nur das vertikale Verhältnis von Mensch zu Mensch kennen. Es fehlt ganz der religiöse Faktor bei der Erziehung. Durch scharfe Examina sucht man, nur die Besten zum Studium kommen zu lassen. Stark wirkt der Durchbruch zur Individualisierung in der Familie. Vor allem spielt dies bei der Eheschließung eine Rolle. Die bisher so nebensächlich behandelt wurde, daß allein sie ohne religiöse Weihe sich vollzog. Durch die Industrialisierung entstand eine soziale Umschichtung des Landes. Zur Hebung der Lage entstanden Bewegungen besonders in drei Richtungen: politisch-sozialistische, akademisch-nationalökonomische und literarisch-soziale Bewegung zur Erreichung besserer Arbeits- und Lebensbedingungen (Gewerkschaftsbewegung). Zur Linderung der sozialen Nöte half die Tätigkeit der christlichen Mission viel; und regte vor allem auch die übrigen Religionsgemeinschaften zu eigener Arbeit an. „Ebenso sind die Christen und die evangelischen Missionare warme Freunde und Mitkämpfer der Frauenbewegung." Verpersönlichung der Eheschließung und Aufhebung der Prostitution, die in den Bezirken der großen Tempelgegenden besonders stark ist und deren Benutzung durch den Mann nicht als unehrenhaft gilt, sind die Ziele, um die es geht. Diese Frage ist für Japan brennend. Es kam vor, daß Mädchen der ärmeren Klassen von den Eltern in die Bordelle verkauft wurden. Der Alkoholgenuß ist in Japan stark. Mit 50 Jahren wird der Mann inkyo, d. h. er setzt sich zur Ruhe und ergibt sich, von den Kindern (Söhnen) unterhalten, dem behaglichen Lebensgenuß, zu dem auch der Reisbranntwein gehört. Hier setzte eine Antialkoholbewegung ein. Bisher standen die Volkssittlichkeit unter dem Einfluß konfuzianischer und buddhistischer Ethik. Das Christentum gewinnt mit der Aufnahme der westlichen Kultur jetzt auch bessernd Einfluß.

5. Die Religion im heutigen Leben Japans

Die Volks- und alte Landesreligion Japans ist der Shintoismus, lebensfroh und optimistisch. „So verleiht der Shintoismus dem gesamten Leben Japans eine harmonische natürliche Einheitlichkeit, die die Götter und die Welt, die Natur und die Menschen in froher Gemeinschaft verbindet, die das Handeln der Menschen in seiner naturgemäßen Entwicklung gutheißt und die Volksordnungen und den Patriotismus bis zu seinen schwersten Konsequenzen freudig bejaht. Alles, Natur und Geschichte, Familie und Staat sind religiös geweiht und so, wie sie sind, geheiligt." Daneben hat der Buddhismus mit seiner Problematik des Leidens weithin Bedeutung. „Galt früher der Buddhismus als etwas Fremdes gegenüber dem reinen Japanertum, so ist er dem westlichen Wesen gegenüber etwas Altjapan Verwandtes." Das Christentum, seit dem 19. Jahrhundert auch in evangelischer Fassung, gewinnt in Japan an Bedeutung. Die liberale Theologie hat geholfen, daß nicht wieder neue Götzen in Form westlich geprägter Dogmen Eingang fänden.

„Zum ersten Male steht das Christentum vor der Auseinandersetzung mit großen, lebenden, blühenden Weltreligionen, die selbst an ihrer Erneuerung arbeiten und ganz stark, genau wie das Christentum, die Überzeugung in sich tragen, daß in ihnen das alleinige Heil liege für die ganze Menschheit."

„Die weitere Entwicklung des Christentums in Japan hängt gleichfalls ab von den zukünftigen Ausgestaltungen des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens Japans." Dies mag leider tatsächlich der Fall sein, weil man das Christentum als Kulturfaktor wertet und es so mit den alltäglichen Interessen verknüpft, während der Glaube an Christus und aus ihm die Kraft zum Handeln jenseits alles Tuns liegt, was von Menschen geschieht und das wir „Kultur" nennen.

Es mag dies auch nur ein Zeichen sein, daß auch wir noch in der Zeit des Interregnums stehen.

Regnum Dei manet in Aeternum.

Schwabendorf Luise Ernst-Freund

Anti-Protest

in Sachen der „Legende vom Herrn" (vgl. Nr. 12)

D. Foersters „Protest" gegen Molos „Legende vom Herrn" fordert eine Entgegnung heraus. Schon durch die Art, wie Foerster vorgeht. Wenn er verlangt: „Die evangelische Kirche sollte im Protest gegen dies Buch einmütig sein", so ist das ein so ungewöhnlicher Ton, daß er nur gegenüber ganz außergewöhnlichen Verstößen gerechtfertigt wäre. Nun hält Foerster wohl solche für vorliegend. Er geht bis zu der Behauptung, das Buch taste den Charakter Jesu an und mißbrauche seinen Namen, es treibe ein Spiel mit dem Heiligen.

Es liegt mir fern, berechtigter Kritik an einem Kunstwerk zu wehren. Sachgemäße Rezension muß sich Jedes gefallen lassen. Ich bestreite auch nicht, daß der „Legende" starke Mängel anhaften, ja Verletzendes. Ich gebe zu, daß ich selbst mir ein solches Werk eines zeitgenössischen Dichters in Vielem anders gewünscht hätte. Vom geschichtlichen und theologischen Standpunkte hätte ich allerlei Einwendungen. In mancher Hinsicht bin ich also wohl Foerster nahe. Aber daß die Ablehnung so allgemeingültig aus dem Wesen evangelischen Glaubens fließen müßte, so notwendig, daß man nach Einmütigkeit der ganzen Kirche ruft, das bestreite ich. Foerster dogmatisiert da die eigene, unzweifelhaft gewissenhafte, Stellungnahme.

Gewiß sind die Jünger Jesu in einer Holzschnittmanier gezeichnet, die man ablehnen kann. Aber ganz ohne Anknüpfung an die Tradition ist diese Darstellung nicht. Gerade das sonst so feierliche Johannesevangelium malt allerlei groteske Mißverständnisse der Jünger deutlich aus (Kap. 11) und verdächtigt den Ischarioth in klobiger Weise (12, 6). Und die Drastik in Jesu Munde (nach 7, 38), auf die uns das Kolleg hinwies, ist kaum zu überbieten. Auch des Nikodemus Wort (3, 4) wäre zu nennen. Daß die Jünger ihrem Meister allerlei zu tragen aufgaben, berichten auch die Synoptiker (Matth. 16, 22; 17, 17; 17, 20). Nicht als ob ich mit diesen Hinweisen Foerster Neues sagte; aber der Leser soll urteilen, ob nicht solche Stellen ein Recht zu weitgehender Ausmalung geben. Man kann ja meinen, die Grenzen seien überschritten. Aber das ist kein Grund zu solchem Vorwurf, wie Foerster ihn erhebt. Zudem stellt Foerster nicht in Rechnung, daß die „Legende" von den hinter ihr stehenden Überzeugungen oder Gewißheiten lebt. In dieser Zeichnung der Jünger lebt sich die Intuition in die heillose „Erdhaftigkeit" aller Religion aus, die Einsicht, daß der Mensch ein gar irdenes Gefäß ist, das seinen „ewigen" Inhalt (wenn es ihn hat und selbst wenn es einen großen hat) unentwirrbar mit den fremdesten Schlacken vermischt. Diese Gewißheit ist zeitlos; und es kommt darauf an, ob man dem Dichter das Recht zugesteht, sie an den Jüngern als an einem hervorragenden und bei uns entscheidenden Objekt zu gestalten. Man kann davor warnen. Aber man sollte

es nicht so tun, wie Foerster. Für mich selbst bestünden hier keine Bedenken.

Ich bestreite auch, daß es eine Antastung des Charakters Jesu ist, wenn Molo den Herren nach der Zornaufwallung der Tempelreinigung eine Erschütterung durchleben läßt, die bis zu leidenschaftlichen Selbstanklagen und Selbstdemütigungen geht; oder wenn er ihn auch sonst gelegentlich in tiefe Klagen über die Mangelhaftigkeit der eigenen Kraft und des eigenen Wortes ausbrechen läßt. Den biblischen Rechtsgrund nimmt Molo wohl aus der Gethsemanegeschichte und dem verzweifelten Psalmzitat am Kreuze (Matth. 27, 46). Aber davon abgesehen: wenn man dem Künstler zubilligt, daß der Goldgrund kirchlicher Tradition nicht mehr für ihn in Frage kommt, er also Jesus nicht als überirdisches Wesen schildern wird, so muß man ihm erlauben, den Meister in Menschenart zu malen, und man muß es dabei auf glatten Widerspruch zur Überlieferung ankommen lassen. Man kann ja bei anderer Auffassung verharren; aber zu schweren Angriffen ist kein Grund. Ich selbst bin ja auch nicht der Meinung, daß jene Erfindung des Schwankens nach der Tempelreinigung der Geschichte entspricht. Schon darum nicht, weil mir die „Sanftmut um jeden Preis" nicht als ein so wesentliches Stück der Gewißheit Jesu erscheint, wie Molo, der hier Jesu Bild wohl zu sehr ins Idyllische und Sentimentale der liberalen Vorbilder des 19. Jahrhunderts verzeichnet. Aber vor dem Kunstwerk habe ich die Aufgabe, die vom Autor gegebene Möglichkeit nachzutasten und zu sehen, ob sie mir etwas zu geben hat. Und ich darf nicht sagen, daß ich dabei leer ausgegangen wäre. Die betreffende Stelle erscheint mir kühn und groß.

Mit Foerster bin ich der Meinung, daß das, was Molo Jesus als „Evangelium" in dem Mund legt, geschichtlich unmöglich ist. Jesus war weder Stoiker noch Idealist, als der er bei Molo oft erscheint. Er hat schwerlich die Menschen aufgefordert, „der Unvergänglichkeit des Geistes mit ganzer Seele zuzustreben" (Molo S. 86). Wir Theologen wissen da besser Bescheid, gewiß! Warum sollen wir das nicht sagen? Der Tatbestand ist der, daß Molo alles von der Gegenwart aus sieht. Was ihm selbst höchste Gewißheit ist, das schreibt er Jesus zu. Das ist geschichtlich ein Fehler. Aber das haben die Christen zu allen Zeiten getan, auch die Theologen, nicht zuletzt im geschichtlich orientierten 19. Jahrhundert. Und ganz ohne das kommt wohl Niemand von uns aus. Irgendwie müssen wir Jesus an uns heranholen, wenn wir mit ihm leben wollen. Das kann die Selbstgewißheit jeder starken Überzeugung sein, die eine „zeitlose" Gewißheit in „jeder" Zeit wiederfinden und bewähren zu sollen meint. Das kann auch innere Unsicherheit sein, die sich (nötigenfalls gewaltsam) Stützen in noch so entlegenen Orten und aus noch so widerstrebenden Stoffen zimmern muß, um sich zu behaupten. Es kann, da der Mensch kein ausgeklügelt Buch ist, sogar Beides zugleich sein. Jedenfalls sollten wir Theologen, wo ein Künstler sich im Angesichte Jesu über sein „Wesentliches" klar zu werden sucht und ausspricht, was ihm gegeben wurde, behutsamer dabeistehen, als Foerster es tut. Und wenn auch (wie Rilke sagt) die Hände in den Pinseln irren — wer weiß, ob der irrende Zeichner nicht Jesu Herzen näher steht, als wir sachkundigeren Leute? Es wäre nicht das erste Rätsel, das Jesus uns Theologen und überhaupt den Hütern frommer Tradition zu allen Zeiten aufgäbe. Und selbst wenn wir wahrzunehmen meinen, daß die Bemühungen selbst eines Mannes, wie Molo, um das, was wir als Evangelium vernahmen, wenig Erfolg hatten, so wäre das kein Grund zum Schelten. Wir würden nur inne werden, wie unzugänglich also den Menschen der Zeit normalerweise das ist, was wir für Evangelium halten und als Heilmittel fürs Volksganze anzupreisen und dem Volksganzen zuzumuten gewöhnt sind. Es könnte sein, daß dann uns so bange wird, daß wir kein böses Wort mehr herausbringen; eine Verzweiflung, wie die, aus der nur noch Jesus einen Ausweg sah: „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich."

Darum muß, Schwächen der „Legende" zugegeben, unsere Haltung anders sein, als Foerster es will.

Zum Glück ist, was Molo in seiner „Legende" leistete, doch derart, daß es nicht nur „entschuldigt" werden muß. Man muß sie unter dem Gesichtspunkte lesen, den Foerster bei seinem Proteste nicht aufzählte: sie ist Bekenntnis eines gegenwärtigen Menschen, der sich das Recht nimmt, unter dem höchsten religiösen Symbol des Abendlandes seine höchste Gewißheit auszusprechen, eine Gewißheit, die gewiß nicht ohne die Wirkung Jesu erwuchs. Dieser Versuch verbindet sich mit dem Plane, das Milieu Jesu festzuhalten. Das ist weithin gelungen. Mir wenigstens will es scheinen, daß das Schwärmerische, sektenhaft-Krause der Jüngergestalten der Wirklichkeit näher kommt, als die Goldgrund-Stilisierungen der Tradition. Wo die Aufgabe so angefaßt wurde, da rollt unvermeidlich ein Stück inneren Schicksals der Gegenwart vor unseren Augen ab. Und die vermenschlichte Jesusgestalt spricht (gerade in der Erfindung) von Deinem und meinem Auf und Nieder; und das ist ihr Recht, vom Dichter aus gesehen.

Molos „Legende" entfernt sich weit von dem, was kirchliche Tradition ist. Wenn trotzdem die kirchliche Presse, über den Abstand hinwegsehend, vielfach Anerkennung spendet, so ist das in der Tat überraschend. Es gibt sonst wenig Freiheit von der Tradition in der kirchlichen Presse. Es kann sein, daß Foerster Recht hat, wenn er bei dieser Nachsicht politische Nebengründe vermutet. Diese vermögen in der Kirche von heute wirklich viel, bis in die Rezensionen hinein. Mein Eintreten für Molos Legende ist von diesem unsachlichen Motiv unbelastet. Das politische Motiv würde mich eher zur Kritik reizen. Hier kommt es einzig darauf an, wie wir die innerlich freie, evangelisch-freie Haltung zu dem religiösen und weltanschauungsmäßigen Ringen der Bildung von heute bewahren.

Apollensdorf Karl Müller

Heinrich Lersch

Mensch im Eisen — Manni

1. Mensch im Eisen*)

Diese Berge von Stunden, trunken von Weltleid, Weltglück,
Berge geschichtet aus Verzweiflungen, Erhebung, Ohnmacht und Verzückung,
geschichtet aus Andacht und Versenkung, aus Aufflug und Erlösungen,
grenzenloser Enttäuschung und ebenso grenzenloser Befriedigung:
alles ein Sammeln, ein Wachsen, ein glühendes Warten
auf das äußere Zeichen der inneren Gnade,
der Vereinigung mit dir, o mein Gott! — — —

Ist es angemessen, solche Berge von Stunden in einen Bericht zusammenzuschieben? da doch der bis zum äußersten empfindsame Kesselschmied die Fasern seines Herzens zur Schau stellt und uns in diesem rhythmischen Tagebuch die Wucht der Erlebnisse fühlbar macht wie kein Anderer?

Fünf Brüder, zwei Schwestern. Die Not des Tages, Sehnsuchtsträume der Nächte durchlebt der Junge, umgeben von Schuldlosschuldigen, welche das Leben verdarb. Nur der Sonntag machte sie menschlich und rein; da schwuren sie alle, über die armselige Not die göttliche Brücke der Liebe zu schlagen. Vom jähzornigen Vater, stolzem Veteran von 1870, aus der Schmiede verwiesen, hofft er vergeblich, in der Musterung auf die Marine zu kommen; sein Augenlicht ist durch die Schmiedearbeit geschädigt. Bricht er in heißem Ungestüm Dornen der Keuschheit, so bringt ihn das Wort des gütigen Priesters im Beichtstuhl dahin, die Stadt seiner Geburt zu ver-

*) Mensch im Eisen. Gesänge von Volk und Werk. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1925. 205 S. Geb. 5, auch 7 M.

suchen; Nachts entläuft er dem Elternhaus und rast in die weite Welt hinaus, säuft sich im herbstlichen Rom voll von Freuden der Fremde, bis ihn das Heimweh packt und er in die kalte Hölle der Ordnung, der Sorgen ums tägliche Brot zurückkehrt. Schon entringt sich ihm der Schrei des Revolutionärs: „Brüder, wie des Zimmermanns Sohn, die den Tempel Vaterland von Erpressern und Händlern reinigen, ... mein Volk, versklavt und erniedrigt, steh auf! ... Gott will es, du sollst dich selbst erlösen" — da bricht der Weltkrieg aus, und, nur erst Zuschauer der heiligen Begeisterung, dichtet er sein Lied: „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!"

Rasch geht das Tagebuch darüber weg, wie er selber ins Feld rückt und die ganze Stellung als eines großen Volkes Kesselschmiede erscheint; bis hin zu dem von ihm ersehnten Friedensregenbogen, der die zerrissenen Brüder segnen soll. Nur weiter unten erfahren wir wieder etwas von den gräßlichen Erschütterungen, in denen ihn Schrecken durchgraust, alle Erinnerung geliebter Namen versiegt ist und als einziger Mensch, mitten zwischen Explosionen, über Schluchten und Gräben schwebend, auf ihn zuschreitet die Mutter.

Heimweh brannte nach Kindunschuld, nach Mutterwärme, nach Freiheit. Die zusammengestürzte Kesselschmiede helfen Freunde jener Kriegslieder wieder einrichten. Die jungen Frauen der Brüder schmücken mit Rosen den Amboß, und die prächtige Flamme loht empor als Feuersäule, die den Weg ins Gelobte Land weist, wo das neue Jahrtausend brüderlicher Liebe hereinbrechen wird. Flamme, Hammer und Weib beglücken den schmiedenden jetzt; Kameraden seiner Lebensfahrt grüßen in nächtlicher Stunde.

Aber der Rausch verfliegt, bald mag seine Seele die Arbeit nicht mehr. Wie kam doch er, der rabaustisch polternde Schmied, zu dem strahlenden Weib, welches mit ihm jetzt, wo sie ihr erstes Kind in den vierten Monat hinein trägt, wochenlang durch die Fluren wandert bis an die Grenzen der Heimat? Indessen wächst die allgemeine Not. Mit wunderlichem Gefährt rasseln die Brüder die Landstraßen entlang, um Kohlen von den Zechenhalden zu beschaffen; dem dritten der Brüder wird dabei ein Arm abgerissen. Heini geht eine Zeit lang als Kumpel ins Bergwerk, arbeitet monatelang ohne Feiertag; vergebens horcht er hinaus auf einen Ton von den Kameraden, vergebens sucht er das befreiende Wort. Da kommt über ihn mit der Geburt des Kindes die große Stille. Mitten im Tosen der Straßenrevolten kann er nichts als schweigen, schweigen in Werkschweiß, in Hungerarmut.

Doch die Wirrnis steigt, draußen und drinnen. Welt, wo ist das Wort? Das Feuer zerstört, es frißt uns das Leben aus dem Leib, mit dem Feuer erfand der Pfaff des großen Geistes den lieben Gott, ins Feuer starrend haben die Väter Ketten geschmiedet, die Ketten in der Hand des Gottes Mammon. Du Blutsänger, Morddichter! von Köln bis Bonn reicht der Zug der Kesselwagen, mit hundert Lokomotiven bespannt, sechzig Millionen Liter Blut fassend, das im Weltkrieg vergossene Blut. Und noch immerfort, alle Tage fließt Blut der Soldaten der Arbeit. Die Flamme das Glück? Heimatlos und ohne Liebe hat mich das Leben gemacht, gebrannt mit allen Feuern der Welt. Zurück zu dir, Mutter Erde! so sinnen, malen und rechnen wir. Traumbäume, die wir schütteln, Fabelwiesen, die wir mähen; bleibe bei deinem Volk, leide mit deinem Volk!

Die rheinischen Separatisten revoltieren. Die Hungerschere schneidet, trennt unheimlich sicher die „Deutschen", die nicht zu hungern brauchen, vom Werkvolk. Der belgische Posten fällt das Bajonett und läßt nur „anständige" Arbeiter durch. Schmiedsvolk, Germanenvolk, Rheinvolk! stolz einst, deutsch, tapfer, wild, nun fleißig und feige, eine große Dirne!

Zur Zeit der Erwerbslosendemonstrationen verliert der Bruder Paul, der Schmiedebaas, ein Auge. Karl ist einarmig, Leo kam mit zerschossenen Gliedern aus dem Kriege, Edgar starb einsam im Wüstensande. Heini ist zu Ende mit seinen Kräften, verfolgt von Deutschen, ein „gefährlicher Idealist", der unter Polizeiaufsicht gestellt wird.

In Gletschereinsamkeit dämmert er hin mit süßem Todeserwarten. Aber das Leben glüht wieder auf, zuerst in Haßgedanken, Steintrümmerwolken. Dann umklingen ihn hoch im Gebirge Saiten und Gesang, es umtanzen ihn Mädchenleiber. Ein Helfer, einst Vagabund, jetzt Sportlehrer in der fernen Stadt, bringt ihm droben leibliche Rettung. Schon sieht er im Geist eine Zukunft-Vergangenheit, wo sich mit Palmen bedecken die Heiden in Niederland, Pisangs entsteigen den Gärten der Zechenkolonien, Mangrovewälder sprossen aus den Schlammkuhlen, Kakteen wuchern feurig auf den Schlackenhalden bei Ruhrort.

Gereinigten Leibes, hingegebener Seele geht er zu Tal. Den Vätern entworden, erlöst von der Bestie Mensch, kehren wir heim zur Werkstatt und den Kameraden, zum Hammer, zum Weibe. In Demut und Stolz kann ich Werk und Kind in die Augen sehen. Im Eisen klingen die Kameraden, Hammer und Amboß tönen der süß erschreckten Menschheit das neue Lied; die Mutter mit dem Säugling an der Brust kündet das lange gesuchte Wort: Mütterlichkeit! Und der Mensch ist unterwegs: nicht mit Handels- und Wirtschaftsverträgen, nicht mit Hilfegeruf und Rachegeschrei; nackt und lebendig marschieren wir, frei, nicht mit Kanonen und Gasen, nicht mit Diplomaten. Wir kommen, die letzte Schlacht zu wagen: die Schlacht in uns selbst.

2. Manni*)

Ein kleineres Buch ganz anderer Art, nicht Sinne und Gedanken aufrüttelnd, sondern friedsam-kindlich, so daß man es lieben muß, führt den Titel „Manni! Geschichten von meinem Jungen".

Man wird gespannt sein, wie der fünfjährige Bube geartet ist, welcher in jener Umwelt von diesem Elternpaar entsprossen ist. Wie gestalten sich in seinem jungen Leben Werkvolk und Mütterlichkeit, Kesselschmiede und Dichtung, die feineren Putkamers und die rabaustischen Lersche? Man wird auch weiterhin gespannt sein, ob dieser Junge, der heute im zweiten Schuljahr sitzt und trotz des Vaters sich als kleinen Bücherwurm gibt, im späteren Leben etwas Besonderes zu sagen hat wie vor dem Schulbesuch.

Mir sind es durchaus sachlich getreue Aufzeichnungen des Vaters, die wir lesen, und ungeschminkte Ausschnitte aus dem Familienleben. Nur ein einziges Mal fügt Lersch eine eigene Betrachtung zum Besten des Lesers ein, aber eine treffsichere, nämlich als der Knabe die Frage stellt, ob Dichten Leimen sei. Da sagt der Vater zum Leser gewendet: „Das zersplitterte, zerfaserte, verflogene Leben zusammenleimen, das ist Dichten!"

Der Leser wird sich durch die fünfzig Skizzen leicht und friedlicher hindurchfinden als durch „Mensch im Eisen". Ich verrate nicht viel davon, lege nur auf zwei Stücke flüchtig den Finger. Man erfährt, in welcher Weise das Kesselschmiedgeschlecht reagiert, wenn Omas für Kinder, wenn sie noch einmal lügen, den Oberteufel malen, der den Lügner brät und frißt; und man lauscht dem jüngeren Bruder, der auf Capri, als Abends das Krikri der Grillen einsetzt, trotz Mannis Einspruch versichert, daß die Sterne singen, und die ganze Familie in seinen Bann zwingt: „Die Welt in den Augen, die Heimat auf dem Schoß, sitzen wir noch lange auf dem fremden Dach in dem fremden Land; wir können nie wieder traurig werden, wir haben die Sterne singen gehört."

Hamburg Ludwig Bornemann

*) Manni! Geschichten von meinem Jungen. Aufgeschrieben vom Vater. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1927. 127 S. Geb. 3 M.

Bücher und Schriften

Der Menschensohn. Geschichte eines Propheten. Von Emil Ludwig. (1.—30. Tausend.) Berlin, Ernst Rowohlt 1928. 275 S. 6.50, geb. 9.50 M.

Es war zu befürchten, daß dieser gewandte und anscheinend leicht und mühelos, jedenfalls aber sehr schnell produzierende Literat auf der Suche nach neuen Objekten auch auf Jesus verfallen könnte. Diese Befürchtung hat sich mit dem vorliegenden Buche nur zu sehr erfüllt. Am sympathischsten wirkt — um das gleich vorwegzunehmen — das Vorspiel und gewisse Partien über Johannes den Täufer und des letzten Teiles, etwa der Leidensgeschichte. Hier spürt man wenigstens hin und wieder etwas von dem Ernst der geschichtlichen Situation. Alles Übrige ist eine lose Aneinanderreihung von Einzelgeschichten, wobei diese noch durch Ludwigsche Reflexionen zersetzt oder verwässert werden, so daß man häufig sehr peinlich den Kontrast zwischen den wörtlich zitierten Pointen der Urtexte und den herumgeschriebenen modernen Einfällen, die das Ganze deuten sollen, empfindet. Wenn der Autor im Vorwort sagt, er habe nichts hinzugefügt, so muß man sagen: Leider viel zu viel. Das wird an Beispielen noch belegt werden. Die Quellenverwendung ist sehr zu beanstanden. Es sind Geschichten aufgenommen, die wenig Wert haben (Joh. 7, 53—8, 11; Mark. 5, 1 ff.), und es sind dagegen wichtige Aussagen über die Eschatologie oder solche über Jesus als Messias ausgelassen.

Der Verfasser wollte ein „untheologisches Buch" schreiben und nur das Innenleben dieses Propheten zeichnen. Kann man das bei der eigentümlichen Tradition der Quellen? Offenbar ist er mit den Problemen, die die Fachforschung bewegen, nicht vertraut. Seine Art zu arbeiten hat er einmal einer amerikanischen Zeitung mitgeteilt. Er lese beinahe nie ein Buch über den Mann, den er darstelle, dagegen noch die letzte Quelle, die ihn glaubwürdig darstellt. (Emil Ludwig im Urteil der Weltpresse, 1928, S. 6). Nun braucht man gewiß nicht „ganze Bibliotheken" über die Evangelien zu lesen, aber eine Ahnung von den wissenschaftlichen Problemen muß man immerhin schon haben und zwar — wenn man ein Buch gleich in acht Sprachen erscheinen läßt, die deutsche Ausgabe allein in 30 000 — von dem neuesten Stand der Dinge. Ludwigs Methode, dergleichen zu übergehen und bloß „untheologisch" sich selbst aus den Quellen etwas auszusuchen, muß bei den hier vorliegenden komplizierten Problemen notwendig zu einem Fiasko führen, zumal es dem Juden Ludwig, der „aus der Geschichte seines Stammes" erzählen will, am letzten Verständnis der Person Jesu völlig fehlt. Das zeigen die psychologisierenden und rationalistischen Deutungen der Evangelientexte zur Genüge.

Die Behandlung der Wunder geschieht so wie vor 120 Jahren. Beispiele: S. 94 heißt es zum Weinwunder in Kana: „Wie? Dieser ist stark genug, durch die Wand hindurch draußen dem Koch einzublasen, was er von drinnen ihm befahl zu glauben? Das ist ja ein Zauberer!"

Zur Heilung des Dämonischen in der Synagoge: „... mit Heftigkeit drückt er den Blick in den seinen, schüttelt und schreit ihn an: Verstumme! Fahre aus ihm heraus, du Teufel! Der Kranke aber wälzt sich aufs neue, schreit auf, rollt die Augen, krampft sich zusammen; dann, unter dem Eindruck dieses saugend sanften Blickes ... gibt er dem Eindruck nach ... erleichtert, etwas schwach erhebt er sich: er scheint geheilt."

S. 153: „Jetzt lief er auf den Propheten zu (der besessene Gadarener) ... und schrie ihn an: Was habe ich mit Dir zu schaffen, Jesus, Sohn Gottes? Ich beschwöre Dich, quäle mich nicht! Fast wie ein Weib, das verführt werden will." — Muß man sich angesichts dieses letzten Satzes nicht über des Autors Versicherung wundern, es sei „nichts hinzugetan"?

Nach der Heilung heißt es: „Zu gleicher Zeit fallen vom steilen Felsen ein paar von den Schweinen ins Wasser, denn der Hirt hat nicht auf sie, nur auf den Fremden Acht gegeben." Die Bitte der Dämonen, in die Schweine fahren zu dürfen, und die Notiz, daß es deren an 2000 oder „eine Herde" gewesen seien, werden unterdrückt. Warum muß dann diese Geschichte als „Urquelle" gebracht werden, wenn sie so verstümmelt und so mißdeutet wird?

Ähnlich absonderlich ist die Deutung der Verklärung auf dem Berge und der Erweckung des toten Mägdleins. Am schlimmsten, weil erotisch gefärbt, wirkt die Darstellung des Verhältnisses Jesu zu den Frauen und, im Zusammenhang damit, die Deutung der Auferstehung. Ich notiere:

S. 120: „Da Jesus nichts lehrt als die Liebe, begreifen ihn die Frauen leichter und umgeben seine Wanderungen mit einer Schwärmerei, die nicht ihm gilt und die doch ihm gilt, die er nicht sucht und doch nicht entbehren mag, eben weil er die Frauen entbehrt. Wenn sie ihn salben oder ihm träumerisch zuhören, verwirklicht er sich den Liebestraum seines Herzens und verschwendet als ein Prophet unter Viele, was der Bürger mit einer teilt."

S. 126: „... vorläufig gehen sie nur herum und sagen, der neue Rabbi zieht die Frauen von ihren Pflichten ab." Wo steht dergleichen in den Quellen?

Nach der unangenehm breit erzählten Begegnung Jesu mit Maria Magdalena heißt es S. 130: „So wird, wenn alle Jünger fliehen, noch Magdalena am Fuß des Kreuzes stehen und durch den Traum von seiner Auferstehung ihn erst unsterblich machen." Und der letzte Satz des Buches — nachdem das leere Grab verschiedentlich kommentiert worden ist — lautet: „Die Frauen aber, die ihn liebten, glaubten in wachen Träumen den auferstandenen Jesus leibhaftig zu sehen." Die Auferstehung ist danach eine Angelegenheit einiger verliebter Frauen. Weiß der Autor nichts von 1. Kor. 15?

Für welches Publikum ist dies erotische Parfüm eigentlich eingespritzt in das dünne Gewebe einer höchst anfechtbaren Darstellung?

Ludwigs psychologisch-rationalistische Deutung ist nur zu sehr ein Beweis, daß er sich an einen Stoff und an eine Gestalt gewagt hat, die er einfach nicht begreift.

Daß mit den Mitteln der heutigen Forschung wieder ein populäres Jesusbuch geschrieben werden muß, leidet keinen Zweifel. Daß Ludwig dazu denkbar ungeeignet ist, steht nach Gesagtem ebenso fest. Die deutschen Zeitungen (und sogar ein führendes Witzblatt) äußern sich — nach allem, was ich so zu Gesicht bekam — ablehnend. Das ist erfreulich. Dies Buch ist 30 (oder 100) Jahr zu spät geschrieben und in seiner methodischen Einstellung veraltet. Daran wird alle Reklame nichts ändern, die der Verlag macht. Er ist um die Verantwortung für die Herausgabe dieses Produkts wahrlich nicht zu beneiden. Erich Fascher

Wie sie vielleicht sprachen. Mögliche Gespräche möglicher Zeitgenossen Jesu. Von Askan Schmitt. Weimar, Fritz Finke 1927. 14 S. 40 Pfg.

Ein Journalist, schon immer mit religiösem Interesse, fühlt sich gegen Abend seines Lebens angeregt, die Geschichte Jesu sich einmal ganz naturalistisch vorzustellen, wie sie zu seiner Zeit im „Volk" mag aufgefaßt worden sein. Allen Ehrgeiz auf besondere Wirkungen oder Tiefe der Erkenntnisse läßt er bei Seite, schreibt nichts als den „möglichen" Volkshintergrund zu den Evangelien, schreibt ihn in dem lässigen, manchmal etwas knotigen Stil, in dem solche Leute gesprochen haben können — und siehe da, es ist geglückt. Vielleicht gerade um der Bescheidenheit willen, mit der er die Aufgabe sich gestellt und durchgeführt hat. Man lese selbst. Wirklich, so ist's möglich. So mag eine Gruppe durchschnittlicher Juden verschiedenster Richtung um jene Zeit gesprochen haben. Ganz so, als würde heute etwas Großes auf der Bierbank erörtert. Wenn zum Schluß die letzten Worte fallen: „Ein gekreuzigter Messias! ein wahnsinniger Gedanke!" — „Wo wilst du denn hin, Benjamin?" — „Zum gekreuzigten Messias!" so hat man nicht ohne einige Bewegung den Eindruck, man habe in der Ferne den wirklichen Rabbi von Nazareth vorübergehen sehen.

Arthur Bonus

Schleiermacher und Ritschl. Von Georg Wobbermin. Tübingen, Mohr 1927. 44 S. 1.20 M.

Eine Göttinger Universitätsrede, als solche wohl geeignet, sofern sie zwar die beiden Männer durchaus als Theologen würdigt, sich aber auf einige klar herausgehobene Hauptpunkte beschränkt. Im Ganzen beschäftigt sie sich mehr mit Schleiermacher als mit Albrecht Ritschl, wie denn Wobbermin überzeugt ist, Schleiermachers theologische Arbeit sei keineswegs ausgeschöpft, sondern man fange jetzt erst an, ihre Tiefe zu verstehen. Er wendet sich deshalb in einem Zusatz gegen Kattenbusch. Zwei andre Zusätze behandeln die Stellung der dialektischen Theologie zur Heiligen Schrift und Äußerungen des Jesuiten Przywara über die protestantische Theologie. Der Theologe wird durch Wobbermins Schrift in eine Fülle von Fragen hineinversetzt, die gerade heute lebhaft erörtert werden. Von der „dialektischen Theologie" muß Albrecht Ritschl ebenso verworfen werden wie Schleiermacher, obwohl Ritschl im Innersten Schüler Luthers sein wollte. Wobbermin zeigt, daß auch Schleiermacher in vielem Luther nahe steht; manchmal liest sich der Vortrag so, als hieße er: Luther, Schleiermacher und Ritschl. Wenn Schleiermacher Frömmigkeit als das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott bestimmt und Luther Rechtfertigung aus Glauben lehrt, unser Heil also ganz abhängig von Gott macht, so lohnt es, zu überlegen, ob zwischen Beiden da wirklich nur formale Ähnlichkeit besteht. Ich kann all diese Fragen hier nur andeuten, zumal da Wobbermins Stellung zur dialektischen Theologie in seinem Meißner Vortrag (CW 1928 Nr. 3 f.) ausgesprochen ist. Was die Zusätze anlangt, so würden die Antworten der Theologen, gegen die er sich hier wendet, vermutlich ergeben, daß über manche Verständigung möglich ist. Von der Bibel sagt er: „sie allein hat als Quelle der christlichen Glaubenslehre zu gelten; die religiöse Erfahrung aber ist das methodische Hilfsmittel zum sachgemäßen Verständnis der Heiligen Schrift." Wenn man aber, wie auch Wobbermin tut, der Bibel in manchem widerspricht und in solchen Fällen unserem Gewissen, unserer Erkenntnis, unserer religiösen Erfahrung gegen die Bibel rechtgibt, so wird es unerheblich, ob man nur die Bibel oder auch die religiöse Erfahrung als Quelle der Glaubenslehre gelten läßt. Noch abgesehen davon, daß, wenn man in der Glaubenslehre von der Bedeutung Luthers spricht, überhaupt einen Abriß christlicher Geschichtsbetrachtung zu bieten sucht, hierfür die Bibel nicht Quelle sein kann. Hermann Mulert

Geheimnisse der Seele. Von Richard Müller-Freienfels. München, Delphinverlag 1928. 350 S. Geb. 8 M.

Bewußtsein wie Leib sind beide Wirkungen eines umfassenden Dritten, das wir „Seele" nennen. Seele ist also nach Müller

Freienfels nicht das schemenhaft-materielle Ding des christlichen Kohlerglaubens, der seine Anschauungen im Wesentlichen aus dem Geister- und Gespensterglauben, dem Aberglauben des Heidentums nimmt, auch nicht ist sie die Nur-Parallelität körperlichen Seins materialistischer Vorstellungen. Sie ist für uns mehr Wirkung oder Zusammenhang verschiedenster Wirkungen, als daß sie fest zu umgrenzendes Wesen wäre. Immerhin ist sie individuell, wenn auch relativ individuell, weil niemals ohne die Abhängigkeit vom unendlichen großen All und dem tausenderlei Etwas; sowohl Leib wie Bewußtsein haben und sind nur möglich in diesen Beziehungen. Totalität wie Individualisiertheit sind nicht absolut, sie sind unendliches Werden, Entwickeln, Eines im Andern und mit dem Andern. Wir erkennen die Unendlichkeit der Einzelseele, der Seele überhaupt in einer größeren Ehrfurcht, als das Christentum der Kirchen mit seiner Vermaterialisierung und Käuflichkeit der religiösen Dinge uns zu geben vermag.

Diese Gedanken stehen im ersten Essay des Buches. Was in dem Nachdenken dieses Buches alles mit erleuchtet wird, aus Dunkelheit unbewußten Seins gehoben wird — es ist viel und reich und in Allem von großem Wert. Der Einzelmensch und sein Schicksal, Reise in die Vergangenheit, Dramaturgie des Lebens, die Amerikanisierung der Seele, die Religion der Zukunft sind weitere Kapitel, die sich als Entwicklungs-, Kindheits-, Sozial-, Kultur- und Religionspsychologie auf das erste Essay der metaphysischen Grundlage aufbauen. Wenn der Leser auch manche Dinge anders sieht (so z. B. in den eigenen Jugenderinnerungen des Verfassers die verallgemeinernden Schlußfolgerungen auf Sprache und spezielles Kindwesen, autonomes Kindsein ablehnt), es wird keiner ohne große Bereicherung dies Buch aus der Hand legen. Und was das Wesentliche ist: um Bereicherung des Wissens handelt es sich nicht, sondern der Erkenntnisse, des Verstehens seiner selbst und damit der andern Seelen. Lehrer und auch Eltern sollten dies Werk studieren und innerlich mit sich tragen, es wird ihnen Freudigkeit geben; denn Erkenntnisse dieser Klarheit machen frei und geschickt zum Leben und zur Arbeit im Besonderen.

Erich Bockemühl

Aus dem Leben meiner Mutter. Von Julie Schloffer. Zweiter Band: **Wir beide.** Berlin, Furche-Verlag. 241 S. Geb. 7 M.

Wer den ersten Band dieser Lebenserzählung gelesen hat (Aus dem Leben meiner Mutter. Erster Band: Lilla Rehbinder. Vgl. CW 1923, 47/48, 730), wird das Buch mit dem lebhaften Wunsch aus der Hand gelegt haben, auch an dem späteren Leben dieser edlen Frau teilnehmen zu dürfen. Nun hat uns ihre Tochter den zweiten Band beschert. Keine leichte Aufgabe. Denn jetzt war das Leben der Mutter unlöslich verbunden mit dem ihres Kindes, und es mußte ein starkes Teil Selbstbiographie werden, wenn das Bild der Mutter richtig gezeichnet werden wollte. So ist es das Buch geworden „Wir beide".

Wie anders dieser zweite Lebensabschnitt der Gräfin Rehbinder! Dort der rasche glänzende Aufstieg zu hochgeachteter und selbständiger Stellung, wie sie wenigen Frauen in so jungen Jahren zu Teil wird — hier der leise Abstieg von dem Eigenen, Selbsterworbenen und -erkämpften, bis nichts mehr übrig bleibt, als die Mutter ihres Kindes.

Zwar zuerst weitet sich noch einmal das Leben und gibt neuen Reichtum durch die Ehe. Aber schon da, neben der tiefen Beglückung durch die innere Gemeinschaft mit dem Gatten, wie viel Umlernen, Verzichten der Verwöhnten, wie viel Schwierigkeiten und Hemmungen durch die gänzlich veränderten Lebensverhältnisse. Nach dem frühen Tod des Gatten werfen wirtschaftliche Sorgen und Kränklichkeit ihre schweren Schatten auf ihr Leben. Aber nun zeigt sich die innere vornehme Kraft, unzerstört, ungebrochen, die sich nicht beugen läßt von äußeren Umständen. Wieder übt sie ihre große Kunst, jungen Menschen Mutter und Führerin zu sein, bleibt die Begehrte, Verehrte, Geliebte für Viele. Immer reicher und weiter wird ihr Geist und Sinn, sie lernt aus Allem, und ihre Gültigkeit wird immer umfassender. Bis ihr Eines nach dem Andern aus der Hand genommen wird und das Leben nicht mehr ihr Eigenes bedeutet.

Im Mittelpunkt dieses Bandes steht das Verhältnis der Mutter zu ihrem Kind und umgekehrt. Auf der Grundlage tiefster zartester Verbundenheit, die oft ergreifenden Ausdruck findet, geht die Verfasserin nicht vorbei an den Schwierigkeiten und Hemmungen, die auch zwischen Mutter und Tochter nicht ausbleiben. Mit tapferer, feiner Ehrlichkeit werden die Schmerzen berührt, die nicht vermeidlich waren durch Verschiedenheit des Wesens und der inneren Entwicklung. Aber über alle solche Schmerzen siegt die Liebe, und zum Schluß weiß man, daß nichts die Tochter härter treffen konnte, als der Verlust dieser Mutter.

Dora Rade

Die Juwikinger. Per Anders und sein Geschlecht. Von Olav Dunn. Herausgegeben von J. Sandmeier. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1927. 573 S. 7.50, geb. 10 M.

Dieser groß und breit angelegte Roman ist durch und durch bodenständig. Der norwegische Dichter Olav Dunn, dessen Namen ich in Verbindung mit den Juwikingern zum ersten Mal höre, schildert die Schicksale eines norwegischen Bauerngeschlechts durch drei Generationen hindurch. Wie mir scheint, ist das Buch ohne Tendenz, ich sehe auch nirgends einen Höhe- oder Zielpunkt der Geschichte, sie ist nicht dramatisch geknotet, sondern strömt in epischer Breite dahin, indem Menschen und Ereignisse werden und vergehen, heraufkommen und verblassen. Aber gerade diese Art zu schildern, ist hier das Gegebene, weil aus dem Stoff herausgewachsene. Menschen und Ereignisse, so sehr sie ergreifen und für den Augenblick wichtig sind, werden im ganzen Zusammenhang dann so unwichtig, weil das Jahrhunderte lebende Geschlecht der Held der Geschichte ist, vor dem alles Einzelne vergeht wie der Hauch im Winde. Aber auch hinter dem Geschlecht steht die große, unendliche Zeit, innerhalb deren es selber heraufstieg und vergeht — sich verzehrt, um nicht mehr zu sein. Gerade das im Einzelnen Unkonstruktive hat etwas Überwältigendes, auf unendliche Zusammenhänge Weisendes. — Die Schilderung von Menschen, von der Landschaft, von den Sitten, vom Volksglauben, besser Aberglauben, ist meisterhaft. Sie hat etwas stark Wirkliches und Erdnahes. So hat das Buch schon ethnologisch seine Bedeutung. Interessant ist, wie in den früheren Generationen die Grenze zur Geisterwelt fließend empfunden wird: die Bauern schlagen sich regelrecht mit dem Teufel herum; wie dann die Geistergesichte verblassen, die rationale städtische Denkweise eindringt, aber auch so steht hinter allem Geschehen das Unheimliche, immer mehr drohend, als erlösend. Das Unheimliche, von dem jeder nicht ganz verflachte Mensch weiß. So steht — das ist das Merkwürdige an der Erzählung — alles Einzelne, ohne daß es gesagt wird, im Zusammenhang mit einem unsagbaren, ganz Großen, weist über sich hinaus auf einen unaussprechbaren und unausgesprochenen Urgrund. Dieser Umstand — scheint mir — ist es, der dem Buch weltliterarische Bedeutung verleiht. Man stellt in der norwegischen Literarkritik Olav Dunn an die Seite Sigrid Undsets. Was Menschenbeobachtung und vor allem Nationalkolorit betrifft, mag dies Urteil gelten. Ich möchte aber lieber auf eine Ähnlichkeit mit den großen Russen Tolstoi und Dostojewski verweisen, die ebenfalls mit unheimlicher Menschenkenntnis die Kunst verbinden, alles Einzelne in unausgesprochene, ewige Zusammenhänge zu bringen. Um freilich den Vergleich ganz auszuhalten, muß Olav Dunn noch in seiner Kunst wachsen; vielleicht kann man das dann sagen, wenn auch der zweite Band „Odin" erschienen ist, dem ich mit Spannung entgegensehe.

Georg Wünsch

Olav Audunssohn. Von Sigrid Undset. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1928. 470 S. 6.75, geb. 9 M.

Die norwegische Dichterin Sigrid Undset hat durch ihren großen dreibändigen Roman, den ich in diesen Blättern anzeigte, Weltbedeutung erlangt und ist dank der guten deutschen Übersetzung durch J. Sandmeier auch uns ein wertvolles Literaturgut geworden. Derselbe Übersetzer und derselbe Verlag haben nun einen neuen Roman der Dichterin herausgebracht: „Olav Audunssohn". Die meisterhafte Menschenschilderung, die lebendige Darstellung von Sitte, Volk und Geschichte zeugen von der gleichen sicheren, begnadeten Künstlerhand. Was aber Geschlossenheit und Tiefe betrifft, stelle ich dieses Werk noch über die „Kristin Lavranstochter". Ich muß gestehen, Olav Audunssohn gehört zum menschlich Ergreifendsten, sittlich Gewaltigsten und Tiefsten, was ich je an Romanen gelesen habe.

Die Erzählung handelt von der Liebe zweier Menschen, des vater- und mutterlosen Olav Audunssohn und der Ingunn Steinfinnstochter. Sie wurden schon als Kinder von den Vätern in einer nicht mehr ganz nüchternen Atmosphäre bei einer Gasterei einander verlobt. Als Olavs Vater gestorben war, nahm Ingunns Vater ihn auf seinen Hof, um ihn zu erziehen, vielmehr um, da er selbst in wüste Händel verstrickt war, die Kinder sich selbst zu überlassen. Nun ist es wundervoll geschildert, wie die kindlich geschwisterliche Zuneigung sich zur mann-weiblichen Liebe wandelt. Aber da bestreiten Ingunns Verwandte die Gültigkeit des väterlichen Gelöbnisses, und der erste Teil des Romans schildert den Kampf des noch halb knabenhaften Olav um seine mit tiefster weiblicher Hingabe erfüllte Braut. Ohne verwandtschaftliche Genehmigung und ohne kirchliche Einsegnung werden Beide, noch halbe Kinder, in einer Schreckensnacht Mann und Frau. Gereizt erschlägt Olav im Wortwechsel einen nahen Verwandten Ingunns. Er muß Jahre lang aus dem Lande und kann nur spärlich Nachricht von sich geben. — Der zweite Teil bringt den eigentlichen Höhepunkt der Ereignisse. Ingunn muß in den trübsten ödesten Verhältnissen auf ihren Verlobten warten, vielfach nicht wissend, ob er lebt, ob er tot ist oder sie vergessen hat. Eine harte Probe der Treue. Sie besteht sie nicht; ein leichtfertiger, faszinierender, ihre Liebebedürftigkeit ausnützender Mann gewinnt Gewalt über sie. Und als Olav endlich, nun als gereifter, unerschütterlich treuer Mann heimkehrt, trägt sie ein Kind von dem Andern unter dem Herzen. Sie erleidet fürchterliche seelische Qualen; denn im Tiefsten ihres Wesens hat sie nie von dem Verlobten gelassen. Wie nun die Dichterin das Sich-Zusammenkämpfen der beiden Liebenden, im Leid gereiften Menschen schildert, grenzt an das Übermenschliche. Die Szene der schmerzlichen Wiedervereinigung bildet den Höhepunkt der Erzählung. Olav erkennt das Kind als das seinige an und zieht mit Ingunn in die Ferne auf seinen angestammten Hof. Das

Höchste an Menschlichkeit, Güte, Verstehen, Selbstüberwindung ist hier dargestellt. Man hat nicht nur einen Roman gelesen, sondern von der Möglichkeit einer Liebe erfahren, die die schwerste Kränkung überwindet.

Wie auch sonst, so spielt die Kirche mit ihren Priestern und ihrer Beichtpraxis in der Erzählung eine große Rolle, ein Umstand, der manchen bewußten Protestanten bei der Lektüre von Undsets Werken fremdartig berührt. Auch dieses ist nicht frei von katholisierender Romantik. Bemerkenswert aber scheint mir, wie in der höchsten sittlichen Tat der Vergebung gegen alle Sitte, gegen alles menschlich Durchschnittliche die Kirche zurücktritt und die Beiden ohne priesterlichen Rat mit menschlich-sittlicher, selbstwirkender Gewalt wieder zueinanderfinden, wobei allerdings der Karfreitag im Hintergrund steht. Wer eine Lektion in dem begehrt, was tiefste christliche Sittlichkeit vermag, muß diese Geschichte der norwegischen Dichterin lesen. Sie wird ihre Wirkung über die Schranken der Konfession hinweg nicht verfehlen.

Georg Wünsch

Wie ein Japaner Christ wurde. Von Professor D. Hans Haas in Leipzig. Dritte Auflage. 30 Pfg.

Mit warmem Herzen und reichstem Wissen schildert hier einer der gründlichsten Japanerkenner in fesselnder Weise den Werdegang eines Führers zu Christus. Sehr geeignet zum Vorlesen bei Missionszusammenkünften.

Mädchen und Frauen in Ostasien. Von Pfarrer W. Hückel. Vierte Auflage. 30 Pfg.

Das frisch und lebensvoll geschriebene Büchlein schildert den Anbruch der durch christlichen Einfluß heraufdämmernden neuen Zeit für die Frau und die unermüdliche segensreiche Arbeit der Mission in Schulen, Kindergärten und Familien. Mit guten Photographien.

Von Tsingtau bis Peking. Streifzüge durch Nordchina. Von Pfarrer Devaranne, mit Bildern nach eigenen Aufnahmen. 50 Pfg.

Ein außerordentlich vielseitiges Büchlein, das klar und übersichtlich lebensvolle Schilderungen alter, wertvoller chinesischer Kultur gibt, der immer stärker und unaufhaltsamer die mächtigen Einflüsse unserer abendländischen, auf christlichem Boden gewachsenen Kultur zuströmen, um sich mit ihr zu verbinden. Wer an der Zukunft Ostasiens Anteil nimmt, sollte diese in knappem Raum ein vollständiges Ganze bildende, ausgezeichnet gut und teilweise erfrischend humoristisch geschriebene kleine Schrift erwerben und damit zugleich zum Aufstieg jener östlichen Länder sein Scherflein beitragen.

Rund um den Fuji. Streifzüge durch Japans Frömmigkeit. Reisebeobachtungen von Pfarrer Devaranne, mit Bildern nach eigenen Aufnahmen. 1 M.

Alle Vorzüge der Streifzüge durch Nordchina finden sich auch in diesem Japanbuch wieder, dazu wundervolle Naturschilderungen des vielleicht schönsten Landes dieser Erde. Alle berührten Gebiete werden nicht nur gestreift, sondern gründlich und anschaulich beleuchtet. Nikkos herrliche Kunstschätze, Ostertage in der alten Hauptstadt Kyoto, dem „Rom" Japans, die christlich soziale Arbeit Kagawas, des bedeutendsten Arbeiterführers Japans, und hervorragende Typen evangelischen Christentums werden uns vertraut und lieb. Und, gleich dem Verfasser sehen wir „langsam die wahre Sonne Gottes aufgehen über dem Sonnenlande Japan".

Kenichiros Tannenbaum. Eine japanische Weihnachtsgeschichte für die Kinder. Nach einer Erzählung vom Missionar A. Wendt, mit Bildern von R. Müller-Borle, Pfarrer in Grenchen. 40 Pfg.

Die Geschichte eines kleinen japanischen Gärtnerlehrlings, der Christ und schließlich Pfarrer wurde und schon vielen japanischen Kindern den Weg zum Reiche Gottes gezeigt hat, wird auch unseren deutschen Kindern Freude machen und zu Herzen gehen.

Indische Märchen. Heft 1 und 2. Je 30 Pfg. Von Professor D. Bornemann. Zweite Auflage.

Alte buddhistische Legenden, abendländischen Kindern erzählt und in christlichem Geiste erläutert. Mit vielen bunten Bildern.

Alles aus dem Verlag des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (Ostasien-Mission), Berlin W 57, Pallasstraße 8/9.

P. Baltzer

Religiöse Kunst aus Hessen-Nassau

Ausstellung im Kunstinstitut der Universität Marburg (bis 30. August 1928)

Das kunsthistorische Seminar der Universität Marburg hat schon seit längeren Jahren unter der Leitung von Professor Hamann eine rege Tätigkeit entfaltet. Es ist besonders bekannt geworden durch seine ausgezeichneten kunstphotographischen Aufnahmen, deren es jetzt mehr als vierzigtausend aus den wichtigsten Kunstländern besitzt, und durch seinen kunstgeschichtlichen Verlag, dem Werke wie die von Hamann über deutsche und französische Kunst, von Wilhelm Käftner über die Elisabethkirche zu Marburg und andere entstammen, in dem auch ein eigenes Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft erscheint. Eine Frucht dieser erfolgreichen Bestrebungen ist das neue Kunstinstitut, eine Stiftung des Universitätsjubiläums von 1927, zu der Staat, Universitätsbund, die Stadt Marburg und freie Stifter sich vereinigten. Ein wichtiger Teil des Institutes ist sein Museum, das seinen Bestand mit Schätzen des Kunst- und Altertumsvereins in Marburg bereichern konnte. In diesem Sommer nun tritt es in die weitere Öffentlichkeit mit einer Ausstellung religiöser Kunst aus Hessen-Nassau, die von der karolingischen Zeit bis zur Gegenwart reicht. Es handelt sich um ein Unternehmen, dessen Bedeutung sich nicht auf die Provinz beschränkt, sondern die Kunstgelehrten angeht und die Kunstfreunde überhaupt anzieht. Die kunstgeschichtlichen Ergebnisse der Ausstellung planmäßig zu verarbeiten, die Eigenart des künstlerischen Genius der Landschaft herauszustellen und die Einflüsse der Nachbargebiete, namentlich des rheinischen und westfälischen, im Zusammenhang einzuordnen, wird erst nach sorgfältiger Durcharbeitung des Dargebotenen möglich sein. Jetzt läßt sich wenigstens ein Bild dessen umreißen, was den Besucher in der Ausstellung erwartet, einer Ausstellung, die seit Jahren die umfänglichste an religiösen Kunstwerken ist und das Verdienst hat, manche fast unbekannte Werke ans Licht gezogen zu haben.

Sechsundzwanzig Ausstellungsräume harren der Besichtigung. Die Aufstellung ist nicht nach der älteren zeitlichen Ordnung erfolgt, die zwar bequemer ist, aber leicht etwas Schulmäßiges, Erkältendes annimmt, sondern ist von dem Bestreben geleitet, jedem Kunstwerk eine wirksame Stelle zu sichern, an der es in seiner Art charakteristisch hervortreten kann. Immer doch ist man dabei bemüht gewesen, die Anordnung so zu treffen, daß jede Stadt oder Kirche, die solche Werke entsandt hat, in einem und demselben Raum mit zusammengehörigen Stücken vertreten ist.

Die Grenze der Architektur konnte mit karolingischen Kapitellen aus dem Fuldaer Dom eben gestreift werden, wenn man nicht berücksichtigen will, daß der letzte Ausstellungsraum eine stattliche Anzahl vorzüglicher Photographien aus Kirchen und Klöstern in Hessen und Nassau enthält. Der Hauptbestand der Sammlung wird durch mittelalterliche Plastik, Malerei und kirchliches Kunstgewerbe repräsentiert. Rühmlich ist das romanische Zeitalter bedacht, mit eindrucksvollen Kruzifixen und anderen Kreuzigungsfiguren, mit Vortragkreuzen, auch mit prächtigen romanischen Leuchtern; überhaupt ist der Entwicklung des Kruzifixes besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das Kostbarste sind die Paderborner Tragaltäre, mit einer ausgesuchten Technik in der figürlichen Darstellung, wahrscheinlich von der Hand des Rogerus von Helmarshausen, dem wir die Schedula des Theophilus über frühmittelalterliche Kunstverfahren verdanken. Ihre Entstehungszeit fällt um 1100. In ihre Reihe gehört ein Tragaltar aus der Fritzlarer Werkstatt, ein halbes Jahrhundert später entstanden, ursprünglich mit einer aufsteckbaren Kreuzigungsgruppe; nur das Johannesfigürchen ist erhalten und auch dieses ist erst bei der letzten Domrestauration wieder gefunden worden im Staub der Toten, die bei der Zerstörung der Stadt und der Verwüstung des Doms 1232 erschlagen und in eine gemeinsame Gruft im Mittelschiff gebettet worden waren. Reich ist die gotische Zeit veranschaulicht, vom frühen 14. Jahrhundert an. Die Glanzstücke der gotischen Plastik sind zwei Vesperbilder aus Wetzlar und Fritzlar, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; hat das erste in seiner Mächtigkeit bei allem Empfindungsreichtum etwas Königliches, so berührt uns das zweite in seiner innigen Menschlichkeit. Von den Flügelaltären sei vor allem auf die jetzt eingetroffenen Tafeln des Altars aus dem oberhessischen Städtchen Schotten hingewiesen, die Arbeit eines ostfränkischen Meisters um 1400, die uns eine neue Sphäre erschließt, aus der Einflüsse nach Hessen gedrungen sind. Marburg und Umgegend tritt außer mit den Erinnerungen an die Heilige Elisabeth mit Werken zweier Meister hervor, die in dieser Vollständigkeit noch nicht beisammen zu sehen waren, mit dem Lettnermeister, dessen Tätigkeit in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vom Rhein bis nach Bielefeld zu verfolgen ist, und mit Ludwig Juppe, dem Marburger Hauptmeister, der um die Wende des 16. Jahrhunderts, gleichfalls als Plastiker, zu den bedeutenden Meistern seiner Zeit zählt. Es ist nicht möglich, alles Hervorstechende, geschweige denn das Mittelgut zu nennen. So sei nur noch erwähnt, daß auch Handschriften, Miniaturen, Siegel und sonstige Kleinkünste nicht vergessen sind, daß auch die kirchlichen Geräte von der Kirchenbank bis zur Kanzel, von den kostbaren heiligen Gefäßen bis zu schmuckreichen Meßgewändern, Stickereien, Wandbehängen und dergl. vorgeführt werden. Einzelnes ist ikonographisch interessant, so eine Glasmalerei aus der Elisabethkirche, die Trinität darstellend mit kindlichem Christus, und Darstellungen des „verschlossenen Gartens". Renaissance und Barock konnten noch an manchen Beispielen veranschaulicht werden, während für die Gegenwart nur Einzelnes mehr zufällig herausgegriffen werden konnte, so Gethsemane von Steinhausen, die expressionistische Kreuzabnahme von Beckmann, die zeigt, wie weit zurück heute schon dieser Expressionismus liegt, und Bantzers Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche, an dem niemand vorübergehen kann, ohne etwas von der Andacht zu empfinden, die in dieses Bild geflossen ist. Es ist selbstverständlich, daß moderne Werke in größerer Zahl nicht als Anhängsel zu einer Ausstellung versammelt werden können, die der historischen Kunst zugewandt ist. Eine Besonderheit ist die jüdische Abteilung mit

zahlreichen Kultgegenständen. Anstoßend findet man auch Wandbehänge aus Rudolf Kochs Offenbacher Werkstatt.

Man darf wünschen, daß das Marburger Kunstinstitut, das diese Ausstellung planvoll und erfolgreich leitet, auf dem betretenen Wege fortfahren möge. Als Heimatmuseum im besten Sinn kann es die selbständige Bedeutung erlangen, die ihm auch gegenüber den großen Kunstsammlungen einen Eigenwert sichert.

Rudolf Günther

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Die Bedeutung der Verwerfung des Prayer Book für den kontinentalen Protestantismus und die kirchliche Einigungsbewegung

Über die tatsächlichen Ereignisse im Kampfe um das Prayer Book sind die Leser durch die vortrefflichen Artikel des Dean von Canterbury unterrichtet. Hinter den langen Kampf um die Revision des Prayer Book hat nun die zweite Abstimmung des Parlaments den Schlußpunkt gesetzt.

Für England bedeutet das gegenwärtige Ringen eine Fortsetzung des geistigen Kampfes um die Reformation. Auf dem Kontinent ist dieser Kampf grundsätzlich entschieden worden und geht nur nebenbei auf politischem und kulturellem Gebiet weiter. Der kontinentale Protestantismus hat definitiv Stellung zu Rom genommen und kann nachträglich versuchen, einen Modus vivendi, vielleicht sogar ein praktisches Zusammenwirken mit ihm zu finden. Dieser Kampf ist dagegen in England niemals bis zu den letzten Grundsätzen ausgefochten worden. Das Verständnis der gegenseitigen Motive in diesem heutigen Ringen ist auch für den kontinentalen Protestantismus wichtig und bedeutet eine lehrreiche Anschauung für die religiöse Lage von heute. Es mag daher von Interesse sein, diese Vorgänge nicht nur von England aus zu beurteilen, sondern sie auch in ihrer Bedeutung für den kontinentalen Protestantismus zu erfassen. Ich sehe sie in Folgendem:

1. Im kontinentalen Protestantismus wird gewiß da und dort die Freude zum Ausdruck kommen, daß das britische Volk durch sein Parlament betonte: „England gehört auf die Seite der Reformation; England bleibt protestantisch!" Dieser Parlamentsbeschluß bedeutet in gewissem Sinne auch eine Stärkung des Protestantismus in ganz Europa. Und in England erwacht mit dieser Betonung des Evangelischen wieder ein stärkeres Interesse an festländischer Theologie, wobei zum Teil geradezu eine Wiederentdeckung Luthers stattfindet. Der Entscheid, wenn er zu einer wirklichen Besinnung führt, nötigt daher zu einem neuen Durchdenken protestantischer Erkenntnisse, die auf dem Kontinent gewachsen sind.

2. Man vergesse aber auch auf dem Kontinent nicht, daß solche Fragen nicht durch parlamentarische Beschlüsse zu erledigen sind. Die Anglo-Katholiken, die die Verwerfung als einen „Triumph protestantischer Vorurteile" bezeichneten, haben mindestens zweitausend Priester, die die verworfene Praxis üben, und die Church Times behauptet, daß ein Viertel der gesamten Geistlichkeit hinter ihnen stehe. Das bedeutet eine mächtige Zahl von Vertretern, die sowohl theologisch als sozial Hervorragendes leisten und in der theologischen Jugend großen Anhang besitzen.

Diese anglo-katholische Bewegung bietet uns auf dem Kontinent eine Anschauung des Katholizismus, wie wir sie nicht besitzen. Die anglikanische Kirche gibt heute dem Protestantismus das Problem des Katholizismus in einer neuen Weise auf, denn er beruht dort nicht auf der Autorität des Papstes, sondern der der ganzen Kirche. Er gründet sich nicht auf einen unbezweifelten Bibel-Glauben — denn die Anglo-Katholiken haben auch die festländische Bibel-Kritik angenommen —, sondern auf den Glauben an die fortwirkende Kraft der Inkarnation, der Offenbarung Gottes im Fleisch. An Stelle des protestantischen Intellektualismus betont dieser nichtrömische Katholizismus wieder die Bedeutung der alten kirchlichen Formen und der Symbole der Liturgie, von der aus auch die soziale Arbeit neu gestaltet wird. Die anglo-katholische Opposition bedeutet daher auch eine Nötigung, die katholische Position neu durchzudenken, und zwar von Voraussetzungen aus, die uns näher liegen als die römischen Forderungen.

Mit der Verwerfung des Prayer Book ist nicht nur ein Ärgernis für englische Protestanten beseitigt worden, sondern auch eine Reihe wertvoller Elemente, deren Einführung von überzeugten Protestanten, wie Principal Selbie, Professor Vernon Bartlett, Principal Garvie, Carnegie Simpson, Sir H. Lunn gewünscht worden war.

Der Einfluß des Anglo-Katholizismus bedeutet in England eine ähnliche Kritik am modernen Protestantismus, wie sie die dialektische Theologie auf dem Festlande übt. Die Parallele liegt darin, daß auch von anglo-katholischer Seite der Subjektivismus, Individualismus, Psychologismus, Modernismus, Humanismus des liberalen Protestantismus stark bedrängt wird durch das Wertlegen auf Objektivität, durch die Auffassung der Kirche als Hüterin gegebener Werte.

Es ist klar, daß die dialektische Theologie am Anglo-Katholizismus wie am englischen Protestantismus daneben sonst viel auszusetzen hätte. Aber ein Parallelismus ist da doch vorhanden.

3. Diese Lage glaubt uns daher trotz des Parlamentsentscheids die anglikanische Kirche nicht einfach als eine evangelische Kirche in unserm Sinne anzusprechen. Sie hat in ihrer einzigartigen Geräumigkeit ebenso Platz für wesentlich katholische wie protestantische Elemente. Das will in den Beziehungen des kontinentalen Protestantismus zu dieser Kirche beachtet sein. Es schafft beides, Distanz und Verständnis, und man muß wissen, wo das Eine oder das Andere gilt. Haben wir es mit Kirchenmännern zu tun wie Darewell Stone, Earl Shaftesbury, Lord Halifax, dem Bischof von London, die kürzlich ein Manifest zu Gunsten der Anbetung Jesu in den Abendmahlselementen veröffentlichten, so stehen wir auf anderm Boden, als wenn wir mit Dean Inge und dem Bischof von Birmingham reden. Der kontinentale Irrtum ist dann, daß wir eine Partei für uns in Anspruch nehmen und die andere vielleicht bekämpfen, während die Mehrzahl der anglikanischen Bischöfe diese Parteibeurteilung ablehnt und soviel Geräumigkeit schaffen will, daß die Einheit der Kirche gewahrt bleibt, wenn schon uns dies fast unmöglich scheint.

4. Der Entscheid des Parlaments verschärft in der ganzen Welt die Krisis des Staatskirchentums. So sehr Protestanten sich über die Entscheidung freuen mögen, so sehr widerstrebt es doch dem protestantischen Empfinden, daß der Staat über die innere Ordnung einer Kirche von sich aus entscheidet, wobei auch andere Konfessionen, Juden, Katholiken und Ungläubige ihr Stimmrecht ausüben konnten. Der Jahrhunderte alte Kampf zwischen Kirche und Staat hat damit eine Wiederbelebung erfahren, insofern er ebensosehr den Machtwillen des Staates, als den Freiheitswillen der Kirche stärken muß.

5. Die Tat des Parlamentes bedeutet eine Stärkung des Laienanspruchs innerhalb der protestantischen Welt und ein Zurückdrängen des bischöflichen Einflusses. Im Grunde haben die Laien diese Schlacht gewonnen gegen die Bischöfe, worauf auch die protestantischen Blätter Englands hinweisen*). Die ersterbende Ehrfurcht vor den Amtsträgern der Kirche löst sich auf. Sie gilt heute viel mehr den Propheten und den Heiligen, die sich als Führer der Seelen erweisen. Man hat ein herzliches Bedauern mit den vielen vortrefflichen Männern, die ihre Kirche zur Ordnung zurückführen wollten, und vor allem mit dem greisen Erzbischof von Canterbury, der sogar von Anglo-Katholiken für diese Niederlage verantwortlich gemacht wird. Weder in England noch auf dem Kontinent kann daher ein Triumphgesang aufkommen, so sehr man sich über den Schutz der evangelischen Position freuen kann. Vielmehr herrscht eine herzliche Sympathie vor mit einer Schwesterkirche, die vielleicht durch die Kirchenpolitik in eine tragische Situation geraten ist. Aber Tatsache bleibt, daß die englische wie die übrigen evangelischen Kirchen sich nicht mehr von Amtsgewalt durch Resolutionen, Kompromisse, Formulierungen, Vorschriften leiten lassen, sondern nur durch eine geistige Leitung in Dienst und Opfer, wie das auch in einem jüngst erschienenen, Aufsehen erregenden Buche von Dick Shephard gefordert wird.

Wenn in dieser Verwerfung in England ein protestantisches „Ressentiment" mitspricht, so mag es die Antwort sein auf die Hartnäckigkeit, mit der die anglikanische Kirche die Anerkennung des protestantischen geistlichen Amtes weigerte. In den gemeinsamen Verhandlungen zwischen der anglikanischen Kirche und den Freikirchen ist die anglikanische Kirche seit dem Appell von Lambeth 1920, während fünfjährigen Verhandlungen, nicht von der Forderung der Reordination protestantischer Pfarrer gewichen. Diese Forderung beruhte natürlich auf grundsätzlichen Überzeugungen, mag aber doch von den Protestanten vielfach wie eine stolze Anmaßung empfunden worden sein, auf die nun eine Antwort erteilt wurde — wie das schon einzelne Kirchen getan haben. Die anglikanische Kirche hatte 1920 die Einladung zur Vereinigung erlassen, und mußte die Verhandlungen resultatlos abschließen. Kein Wunder, daß der Ruf erscholl: „Israel, hebe dich zu deinen Hütten!" Ein anderer Ausgang der Einigungsverhandlungen hätte vielleicht auch den parlamentarischen Entscheid anders beeinflußt. Das religiöse Gefühl ist heute demokratisch geworden, sogar anderen Religionen gegenüber. Auch auf der Jerusalemer Konferenz war dieser demokratisierende Geist vernehmlich, denn das religiöse Leben erträgt heute keinen Aristokratismus mehr als den des Geistes und der Liebe.

Dieser Entscheid des englischen Protestantismus bedeutet auch für den Kontinent eine großartige Anschauung von Laienarbeit und Laieninteresse an der Kirche. Wo fände sich ein kontinentales Parlament, dessen Mitglieder mit solcher Sachkenntnis, mit solcher Sicherheit, mit solcher Würde in diese tiefen und ernsten Fragen eintreten könnten? Unsere Politiker dürften weder das Interesse noch das Verständnis dafür aufbringen.

6. Die Verwerfung des Gebetbuches bedeutet auch für den kontinentalen Protestantismus einen neuen Einblick in die große Krisis, durch die alle Kirchen gehn, durch die die Kirche an sich geht. Der Streit dreht sich jetzt nicht mehr um ein bißchen mehr oder weniger Bibelkritik, sondern um das Wesen der Kirche und die Stellung zu ihr. In den Revisionskämpfen ringt ein Kirchenideal um Anerkennung, das nicht ohne Weiteres mit dem römischen gleichzustellen ist, das aber auch durch seine Leistungen aller kirchlichen Vereinzelung, allem kirchlichen Separatismus, aller kirchlichen Selbstherrlichkeit Einzelner oder einzelner Gruppen den Kampf ansagt.

*) British Weekly Christian World usw.

7. Der Entscheid kann aber auch für die Zukunft der ökumenischen Bewegung einige Bedeutung bekommen. Wir wollen den britischen Bischöfen nicht zutrauen, daß sie einer möglichen Verbitterung über die Mitwirkung der englischen Protestanten einen Einfluß auf ihre Stellung zu der Einigungsbewegung gestatten, obschon hüben und drüben recht scharfe Worte, wie jenes von der „protestantischen Unterwelt", gefallen sind. Aber trotzdem ist eine gewisse Abkühlung der Beziehungen zwischen der anglikanischen und der englisch-protestantischen Welt nicht undenkbar. Das dürfte nicht weiter wirken. Aber vielleicht macht diese Empfindung doch deutlich, daß die Einigungssache tatsächlich von drei unterschiedenen Pfeilern getragen werden muß, daß also der Anglikanismus trotz seines evangelischen Flügels und trotz dieser Entscheidung nicht für den Protestantismus und dieser nicht für den Anglikanismus sprechen kann. Beide sind zwei besondere Pfeiler neben der Orthodoxie, worauf Otto immer hinwies. Es wird einer großen Selbstüberwindung der Anglikaner bedürfen, um nicht die Isolierung der anglikanischen Kirche zu betonen, in welche sie jetzt geraten ist. Die anglikanische Kirche ist von mir gelegentlich als Brückenkirche bezeichnet worden. Aber sie ist noch nicht gebaut, wenn auch Bausteine dazu bereit liegen. Denn die Orthodoxen sagen ihr, daß sie sich nicht nur mit einem Teil dieser Kirche verbinden können. Die römische Kirche hat die Türe zugeschlagen mit der Ablehnung der Unterhaltungen von Mecheln, und viele anglikanische Protestanten sind stets mißtrauisch angesichts der anglikanischen Weigerung, ihr geistliches Amt anzuerkennen.

Diese Isolierung könnte aber nur dann eine gefährliche Rückwirkung auf die Einigungsbewegungen haben und sie zu einem langsameren Tempo verurteilen, wenn der brüderliche Geist verlangsamt würde, der sich in Stockholm wie in Lausanne so erfreulich kundgab. Zwar wird man freilich zugeben müssen, daß die anglikanische Kirche als Ganzes sich mit Rücksicht auf ihren anglokatholischen Flügel bisher für Stockholm nicht voll eingesetzt hat, keinesfalls mit der Kraft wie der kontinentale Protestantismus. Daran ist allerdings vor allem die vorausgegangene Copec-Konferenz schuld. Auch die allgemeine protestantische Hilfsaktion der europäischen Zentralstelle fand bisher in anglikanischen Kreisen nur ein höchst schwaches Interesse und kam offiziell nur durch einen freundlichen, aber vorsichtigen Brief des Erzbischofs zum Ausdruck. Es mag jetzt vielleicht mit der Wiederbelebung der Evangelical Continental Society besser werden. Aber sicher trägt der Entscheid des Parlaments nicht zu einer Erwärmung der Beziehungen der Kirche als Ganzes zum Weltprotestantismus bei. Denn die Anglo-Katholiken wollen davon so wie so nichts wissen; die verantwortlichen Bischöfe und Leiter dürfen aus Klugheit und aus Sorge um die Einheit der Kirche kaum etwas tun, ohne sich zu kompromittieren, und es bleibt daher nur der eigentliche evangelische Teil, dem es wiederum mehr daran liegen muß, mit den verschiedenen Gruppen der heimatlichen Kirche in Harmonie zu bleiben als ausländische protestantische Fühlung zu pflegen.

Zudem ist die anglikanische Kirche durch diese Entscheidung so stark auf ihre eigenen inneren Aufgaben zurückgeworfen, daß sie alle Kraft brauchen wird für ihre Bewältigung und man sich fragen kann, was übrig bleibt für die ökumenische Bewegung.

Man muß sich diese Dinge überlegen, trotz der freundlichen Beziehungen, die sich anbahnen, denn jene haben ihr eigenes Gewicht und ihre eigenen Konsequenzen. Man begreift daher eine gewisse Besorgnis. Sie ist um so größer, als gerade die ökumenische Bewegung die Anglikaner aufs dringendste braucht, und zwar als notwendiges Bindeglied. Diese Aufgabe ist jetzt ihre eigentliche Funktion in der heutigen Kirchenwelt, und hier mögen ihrer noch größere und herrlichere Aufgaben warten. Eine Beeinträchtigung dieser Mitwirkung durch den Parlamentsentscheid, sei es auf psychologischem oder auf anderem Wege, würde daher die größten Bedenken hervorrufen und ein großes Hemmnis sein.

8. Aber das alles ist menschlich gesprochen. Trotzdem mußte es vielleicht gerade von kontinentaler Seite einmal ausgesprochen werden, und die anglikanische Kirche hat auch ein Recht, auf ein solches kontinentales Echo zu warten, das mehr ist als eine bloße Registrierung der Tatsachen.

Wenn es gelänge, jetzt das Menschlich-Allzumenschliche zu überwinden, wäre es eine große Stunde für die Kirche. Die anglikanische Kirche, soweit sie nicht einfach evangelisch ist, fühlt sich heute irgendwie durch „protestantische Intoleranz" vergewaltigt und verletzt, wobei dahingestellt bleibt, ob dies zu Recht oder zu Unrecht geschieht. Wäre es nicht denkbar, daß die Protestanten dieser Kirche gegenüber heute ein Wort herzlicher Sympathie fänden, das die ganze Lage auf das Niveau der Diskussion von Lausanne heben würde? Wäre es möglich, daß dadurch wenigstens der Stachel entfernt würde und die Bahn offen gehalten würde für ein weiteres Reden miteinander, wie dies seit Stockholm und Lausanne begonnen hat? Ist es denkbar, daß trotz all dieser grundsätzlichen Kämpfe, die ausgefochten werden mußten, Brücken der Liebe, der Anerkennung, des Vertrauens gebaut werden, auf denen wir zu gemeinsamer Arbeit fortschreiten könnten? Hier hätte vielleicht der Fortsetzungsausschuß von Lausanne ein bedeutsames Wort zu sagen. Das wäre heute die wahrhaft ökumenische Anstrengung, die aus jener Tiefe herauskäme, in der wir aneinander glauben können, weil wir zusammen an die Führung des Gottesgeistes durch das menschliche Chaos hindurch glauben!

Genf Adolf Keller

Wöchentliche Chronik

Die Elternbeiratswahlen in Großberlin ergaben für die Christlich-unpolitische Liste 4797, die sozialistische Liste „Schulaufbau" 886, die kommunistische Liste „Proletarischer Schulkampf" 713 Sitze.

Der Thüringische Landeskirchentag hat ein Kirchengesetz angenommen, nach dem die Wünsche einer Minderheit bei Pfarrwahlen zu berücksichtigen sind, wenn mindestens ein Drittel der wahlberechtigten Gemeindeglieder, die durchschnittlich auf jede Pfarrstelle einer von mehreren Pfarrern bedienten Gemeinde fällt, einen schriftlichen Antrag stellt.

Der Anhaltische Landeskirchentag beschloß ein neues Wahlgesetz, nach dem die Anmeldung zur Wählerliste in Wegfall kommt und alle wahlberechtigten Gemeindeglieder von Amts wegen einzutragen sind. Ein Antrag, die Listenwahl durch Einzelwahl unter Beibehaltung des Verhältniswahlrechts zu ersetzen, wurde abgelehnt; ebenso ein Antrag auf Einführung von Parallelformularen bei den kirchlichen Amtshandlungen.

Der Hannoversche Landeskirchentag nahm folgende Entschließungen an: „Die Kirche fordert vom Staat: 1. daß er für den Weiterbestand des humanistischen Gymnasiums Sorge trägt, und wo ein solches nicht vorhanden ist, an anderen höheren Lehranstalten die Möglichkeit des fakultativen Unterrichts im Griechischen und Lateinischen schafft; 2. daß er an den nicht humanistischen höheren Lehranstalten Einrichtungen für die Erteilung eines fakultativen hebräischen Unterrichts ohne besondere Kosten trifft." — „Angesichts der Tatsache, daß die Zahl der humanistischen Gymnasien erheblich verringert ist, und in der Sorge um den theologischen Nachwuchs, hält es der Landeskirchentag für eine Pflicht der Kirche, so lange da, wo von Seiten des Staates Abhilfe nicht erfolgt, ihrerseits Einrichtungen zu treffen, die einen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen für Schüler nicht humanistischer Lehranstalten ermöglichen, und ersucht das Landeskirchenamt, das Weitere zu veranlassen."

Dr. Hanauer in Frankfurt a. M., Im Trutz 27, erläßt einen Aufruf zur Begründung einer gemeinnützigen jüdischen Ehevermittlungsstelle, um der in jüdischen Kreisen bestehenden Ehenot zu steuern, eine Kasse zur Ausstattung unbemittelter jüdischer Mädchen zu gründen und gesündere und vernünftigere Anschauungen über die Ehe unter den Glaubensgenossen zu verbreiten, insbesondere mit dem Vorurteil aufzuräumen, daß das Glück in der Ehe nur durch materiellen Besitz bedingt sei.

Die Kirchengemeinde in Winterthur hat beschlossen, der als Pfarrwahlkommission amtierenden Kirchenpflege drei Frauen beizugesellen. Ref. Schweizer Ztg. 23 erhebt dagegen vom biblischen Standpunkt aus Bedenken.

In das Internationale Sozialwissenschaftliche Institut in Genf haben der Deutsche Evangelische Kirchenbund, das amerikanische Federal Council und die Church of England Mitarbeiter entsandt, letztere die Organisatorin der Copec Fräulein Lucy Gardner.

Der Verein „Bryzinnige Hervormden" in Holland hat jetzt 27 000 Glieder, die sich über 184 örtliche Abteilungen verteilen. Außerdem sind 291 Gemeinden und 21 Abteilungen des Protestantenbundes beigetreten. Der Verein hat mit der konfessionellen Partei zu kämpfen, die durch „Reorganisation" die Kirche zum Dordrechter Dogma zurückführen will. In den großen Gemeinden sind die freisinnigen Minderheiten unterdrückt, wesmegen in den letzten Jahren Tausende die Kirche verlassen haben. Da die orthodoxe Mehrheit keinen einzigen freisinnigen Pfarrer beruft, hat der Verein zwei Pfarrer für die Arbeit in Amsterdam freigemacht. Es handelt sich um die Hervormde Kerk, von der sich die Gereformeerde Kerk getrennt hat.

Das Britische Unterhaus hat einen konservativen Initiativantrag auf Festlegung des Osterfestes auf den ersten Sonntag nach dem zweiten Sonnabend im April angenommen. Der Erzbischof von Canterburn ist damit einverstanden; der päpstliche Stuhl steht in Verhandlungen durch Vermittlung des Kardinals Bourne, und die Orthodoxe Kirche stimmt ebenfalls zu. Die englische Regierung beabsichtigt eine internationale Konferenz einzuberufen, sobald der englische Entwurf endgültig Gesetz geworden ist. ED 29

Die Mandatsverwaltung von Tanganyika hat beschlossen, den deutschen Missionen ihr früheres Eigentum zurückzugeben.

Die lutherische Kirche Polens A.B. hat einen im Vandsburger Diakonenhaus ausgebildeten Diakonen feierlich in das Amt eines Evangelisten eingeführt.

In Warschau ist ein evangelisches Pressebüro eröffnet worden, das zweimal monatlich eine Korrespondenz in polnischer, für das Ausland in französischer Sprache herausgibt. Der Aufsichtsrat besteht aus zwei Delegierten des Evangelischen Augsburger Konsistoriums in Warschau, einem des Reformierten Konsistoriums in Warschau und einem der Reformierten Jednota in Wilna, zu denen zwei Mitglieder des Nikolaus Rejvereins, der Buchfreunde, alle Schriftleiter der polnischen evangelischen Blätter in Polen, ein Vertreter der theologischen Fakultät in Warschau und ein Vertreter der Gemeinden und Vereine treten. Leiter: Paul Hulka Laskowski.

Die zum Studium der Fragen der religiösen Reform in der Türkei eingesetzte Universitätskommission von der theologischen Fakultät hat folgende Vorschläge unterbreitet: Kirchenstühle in den Moscheen, Abschaffung der Gewohnheit die Schuhe beim Betreten der Moschee auszuziehen, Sprechen der Gebete in Türkisch statt bisher Arabisch, musikalische Darbietungen in den Gottesdiensten.

Die Hedschaspilger-Transportgesellschaft hat die Handelsabteilung in Washington um Überlassung eines Dutzend Flugzeuge gebeten, um die bisher auf Kamelen beförderten Pilger von Mekka nach Medina und Jerusalem zu bringen.

Der Erlaß der Nankinger Regierung über Schonung des Christentums (CW 13) weist noch besonders darauf hin, daß „die christliche Religion die ist, zu der sich unser Führer Sunyat Sen in Wahrheit bekannt hat".

In Syrien wohnen 200 000 Christen neben 1 200 000 Muhammedanern. Seit 9. 6. tagt eine Verfassung gebende Nationalversammlung. Die konservativen Muhammedaner wollen das Königreich, dies würde den Islam als Staatsreligion bedeuten; dafür tritt auch der christliche Redakteur einer großen Zeitung in Damaskus ein. Das Verhältnis zwischen Muhammedanern und Christen in Syrien ist gut, weit besser als in Palästina. Aber das Verhältnis zwischen den syrischen Muhammedanern und den Christen der Republik Libanon ist gespannt. Die Muhammedaner von Syrien erstreben heiß die Vereinigung mit Libanon. — Im Libanon wohnen 350 000 Christen neben 270 000 Muhammedanern. Maroniten, Melkiten, Syrer, uniierte Armenier stehen durch ihre Ausbildung unter französischem Einfluß: seit 1843 orientalisches Seminar zur Ausbildung von Priestern nach orientalisch-katholischem Ritus, seit 1875 Universität des hl. Joseph von französischen Jesuiten geleitet. 10 000 Schüler in Schulen, Mittelschulen und Universität stehn unter dieser Erziehung. (An der amerikanisch-protestantischen Universität in Beirut studieren Protestanten, Orthodoxe, wenige Katholiken: 577 christliche, 540 nichtchristliche Studenten.) Die Muhammedaner verlangen Vereinigung mit Syrien, fortschrittliche Christen desgleichen, die Mehrheit der Christen fürchtet davon für ihre Vormachtstellung. Das Land seufzt unter der Menge seiner Beamten, bei deren Ernennung alle Religionen und Sekten entsprechend vertreten sein müssen. FZ 489

In Mexiko wurden 50 Katholiken, darunter ein Priester, in einem Privathause verhaftet, weil sich darin ein Altar und alle zur Abhaltung einer Messe notwendigen Geräte befanden. WTB

Zu Nr. 13 Sp. 636: Dr. Wisse ist Prediger der Christelijkgereformeerde Kerke (rund 50 000 Seelen), einer Absplitterung von der Kuyperschen Kirche.

Von Personen. Berufen: Privatdozent Lic. Gottfried Quell in Leipzig zum Ordinarius für AT in Rostock. Promoviert: Oberpfarrer Horn in Halberstadt zum D. von Halle. Emeritiert: Professor D. Karl Mirbt in Göttingen zum 1. 10. Ernannt: D. Klingemann, bisher Generalsuperintendent der Rheinlande, zum Honorarprofessor in Bonn. Gewählt: D. Marahrens, Bischof der hannoverschen Landeskirche, zum Abt von Loccum. Gestorben: Professor Dr. Jenker in Groningen; Superintendent Wilhelm Petrus Angerstein in Lodz; Dr. Joseph Sakunoszin Motada, erster anglikanischer Bischof von Japan; Kardinal Giovanni Tacci in Rom; Prälat D. Franz Xaver Kiefl in Regensburg, früher Professor der Dogmatik in Würzburg; Professor der Philosophie Dr. Erich Adickes in Tübingen. E St

Verschiedenes

Zu den Kirchgemeindewahlen in Preußen

In voriger Nummer haben wir das Interesse unserer Leser und Leserinnen innerhalb der altpreußischen Landeskirche für diese Wahlen zu beleben versucht. Heute fügen wir eine einschlägige Notiz von allgemeinerem Interesse hinzu. „Mutiges Christentum" gibt folgendes Inserat aus Nr. 69 der Zeitschrift „Gasthaus" (vom 9. 6.) wieder:

Kirchenwahlen im November

Der Evangelische Oberkirchenrat der älteren preußischen Provinzen hat den Termin für die Neuwahl der kirchlichen Gemeindekörperschaften in Preußen auf den 17., 18. und 19. November dieses Jahres festgesetzt. Wir machen schon heute auf diese Wahlen aufmerksam, die seitens der Angehörigen des Gastwirtsgewerbes unter keinen Umständen vernachlässigt werden dürfen.

Zahlen, die zu denken geben

Unter dieser Überschrift brachten die Dresdener „Bausteine" die folgende (auch sonst schon durch die Presse gegangene) Übersicht:

	Deutschland	Frankreich	Amerika	Belgien	England
Minister	80	13	10	9	10
Abgeordnete	2365	911	435	340	1634

Auf je 1000 Einwohner im innendeutschen Verwaltungsbetrieb kamen 1913 0,05 Reichsbeamte, 1925 1,4. Die Besoldungsausgaben für die Beamten stiegen von 0,24 M. je Kopf 1913 auf 6,17 M. im Jahre 1925.

Firma Krupp (Teilbetrieb) beschäftigte 1914: 9000 Arbeiter, 10 Direktoren, 71 leitende Beamte; 1925: 10 000 Arbeiter, 37 Direktoren, 730 leitende Beamte. Maschinenfabrik Thyssen 1914: 3800 Arbeiter, 3 Direktoren; 1925: 3600 Arbeiter, 7 Direktoren. Dortmunder Union 1914: 6400 Arbeiter, 5 Direktoren, 21 leitende Beamte; 1925: 10 000 Arbeiter, 19 Direktoren, 67 leitende Beamte. Sachverständige erklärten bei einem Prozeß als Jahresgehälter für Direktoren Beträge von 300 000 und 400 000 M. für üblich in der rheinischen und mitteldeutschen Großindustrie. —

In den Kirchen ist man ja bescheidener. Aber durch Zusammenlegen landeskirchlicher Betriebe wäre doch noch Manches zu bessern.

Protest und Anti-Protest

Es ist nachgerade ein Zug der Zeit, daß sich größere und mindere Talente an der Person Jesu versuchen. Ich finde es begreiflich und gesund, wenn evangelische Jesusverehrung sich dawider auflehnt. Und ich stehe also empfindungsmäßig durchaus auf Seiten Foersters in Nr. 12, Faschers in heutiger Nummer. Auch die Zunft der Theologen soll sich wehren. Aber ich verstehe doch auch, was Pfarrer Karl Müller will. Foerster rief gleichsam die Gesamtheit der Christgläubigen zu einem gemeinsamen lauten Protest auf. Das wäre wohl nicht das protestantisch Richtige solchen Erscheinungen gegenüber. Das entrüstete Wort des Einzelnen genügt. Es wird schon gehört! Er spricht für Viele. Und die Frage bleibt ja in jedem Fall, ob der Attentäter nun v. Molo oder Ludwig heißt, welches Maß positiver Anziehung der Person Jesu auf den Schriftsteller denn doch mit im Spiele ist. Das sind ja wunderliche Sachen. Und — darin ist Foerster natürlich ganz mit mir (und Müller) einverstanden: Ehre und Schande für Jesus hängt viel weniger oder gar nicht an dem, was Fernerstehende ihm antun, als an dem, wie seine Jünger ihm nachfolgen. Da ist der eigentliche Ort für laute, gemeinsame Proteste. Und wie wenig versteht die Gemeinde von diesem Recht und dieser Pflicht Gebrauch zu machen. R

Kleine Mitteilungen

Die Kunstausstellung in Marburg (Sp. 679 ff.) ist täglich von 9—5 geöffnet. Das Elisabeth-Festspiel findet nur noch an ausgewählten Tagen statt.

Der zweite Deutsche Theologentag wird 9. 10. nachmittags 6 in Frankfurt a. M. eröffnet. Thema: „Der christliche Erlösungsgedanke". D. Hermelink „Der Erlösungsgedanke bei Luther", D. Lohmeyer „Der Begriff der Erlösung im Urchristentum", D. Lütgert „Der Erlösungsgedanke in der gegenwärtigen Glaubenslehre", D. Niebergall „Erlösungsgedanken im kirchlichen Unterricht". Anfragen an den Evangelischen Volksdienst Frankfurt a. M. Brentanostraße 21.

Versammlungskalender

26.—29. Juli Deutsche Quäker Bückeburg
31. Juli — 2. August Interkonfessioneller Friedenskongreß Haag
31. Juli — 4. August Allgemeine Christliche Studentenkonferenz Leuchtenburg
1.— 5. August Kongreß der Religiösen Sozialisten Mannheim
3.— 5. August Bund Deutscher Jugendvereine Eberswalde
3.—10. August Internationaler Versöhnungsbund Jugendlager Sandwich
6.—14. August Weltjugendlager Freusburg
13.—15. August Internationaler Kongreß antimilitaristischer Pfarrer Amsterdam
14.—16. August Internationaler Altkatholikenkongreß Utrecht
16.—19. August Deutscher Evangelischer Pressetag Köln
18.—23. August Internationale Kreuzrittertagung Bad Boll
19.—26. August Lutherisches Einigungswerk Hamburg-Altona
20.—21. August Internationale Christliche Pressekonferenz Köln
21.—25. August Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Antwerpen
24.—25. August Internationales Treffen der Religiösen Sozialisten Le Locle
24.—30. August Weltkongreß für Friede und Freundschaft der Kirchen Prag
27. August — 1. September Pfarrer-Lehrgang moderne Leibesübungen Kassel
29.—31. August Evangelisch-Christliche Einheit (Rambaud) Eisenach
30.— 31. August Deutscher Hugenottenverein Magdeburg
31. August — 3. Sept. Stockholmer Fortsetzungsausschuß Exekutivkomitee Prag
4. September Fünfzigjahrfeier der Neukirchener Mission Neukirchen
6.— 9. September Deutscher Katholikentag Magdeburg
17.—21. September Gustav Adolf-Verein Freiburg i. Br.
17. September — 18. Dezember Kursus für männliche Wohlfahrtspfleger Spandau
18.—21. September Hundertjahrfeier der Rheinischen Mission Barmen
21.—25. September Kongreß für Innere Mission Königsberg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 5. Oktober Deutscher Protestantentag Eisenach
8. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
8.— 9. Oktober Gesellschaft für Kirchengeschichte Frankfurt a. M.
9.—12. Oktober Deutscher Evangelischer Theologentag Frankfurt a. M.
15.—18. Oktober Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Budapest und Debreczin

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt von Nr. 28: Wochenspruch. Ich dich ehren? Wofür? (Rust). Um das Jahrhundert der Kirche (Müller). Prophet oder Messias? (E. Bittlinger). Brief aus der Schweiz (H. Baur). Altes und Neues. Die Mühle als Reklamevermieterin. Von gestern und heute für morgen (Japans Kommunistenangst u. a.).

Inhalt von Nr. 29: Wochenspruch. Gott-Natur (Rust). Zwischen zwei Kulturen (Tamaschke). Altes und Neues (Witte). Von gestern und heute für morgen (Kirche und Arbeiterschaft. Zur Reisezeit). Vom Büchertisch.

Martin Luthers Predigten

Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von

Friedrich Gogarten

556 Seiten. Geheftet 12.—, in Leinen 15.—

Aus den Urteilen der Presse:

Hamburger Nachrichten

Gogarten hat die Predigten herausgegeben als ein Wort, welches lebendige Menschen sucht und ihnen etwas vermitteln will, was kein wissenschaftlicher Vortrag und keine künstlerische Darstellung zu bieten vermögen, nämlich das Wort Gottes. Die Predigten enthalten ein Werk für unsere Zeit, ein Werk, das von Gott ist, erschütternd, groß und ernst, überwältigend, reich und frohmachend. Wer es auf sich wirken läßt, der weiß mehr, als nur, daß Luther einer der größten Prediger aller Zeiten ist.

Dresdener Anzeiger

Es ist weithin vergessen und verloren, was das nun bedeutet, daß die Kirche auf „Das Wort" gegründet ist und „Das Wort" allein es mache. In seiner Ausgabe von Luthers Predigten hat Gogarten, einer der schärfsten theologischen Denker der Gegenwart, diese Erkenntnis von neuem verlebendigt und dargestellt. Er weist hin auf das Prophetische als das Wesentliche der Verkündigung: Sie ist weder Verstandes- noch bloße Gefühlssache, sondern ist, wenn sie wirklich Verkündigung ist, d. h. von Gott redet, Zeugnis jener lebendigen, gegenwärtigen Wirklichkeit, die wir „prophetisch" nennen. Geht es aber um Wirklichkeit, so geht es um die Frage der Geschichte und der jeweiligen geschichtlichen, besonderen Lage, so geht es um jene innersten Auseinandersetzungen, aus denen heraus — mitten in der tiefen Not unserer Zeit! — ein neuer Weg, ein neuer Mensch, eine neue Kirche geboren werden kann.

Leipziger Neueste Nachrichten

Worauf es dem Verfasser ankam, war die Herausstellung des wirklichen Predigtcharakters der Predigten Luthers. Indem hier das Evangelium gepredigt sei, so sagt er, sei die da stattfindende Beziehung auf das Evangelium das für das ganze Leben und Tun entscheidende und durchaus gegenwärtige Geschehen. Also Gegenwärtigkeit im tiefsten Sinne! Die heutige Predigt soll sich daran ein Beispiel nehmen! Die tiefsten und entscheidensten Gedanken des deutschen Reformators kommen hier deutlich zur Geltung.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Heim der Freunde der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Neubegründete 6. Pfarrstelle

an **Elftausend Jungfrauen**

(Sitz in Carlowitz) zu besetzen. Amtswohnung (4 Zimmer mit Garten). Gehalt nach Übergangsversorg. Ortskl. A. Gesetzl. Umzugskosten. Bewerbungen bis 15. August erbeten (ohne persönl. Anschr.) an

Gemeindekirchenrat von Elft. Jungfr. Breslau 10.

Pfarrstelle

Die Stelle eines **6. Pastors** an **St. Gertrud** in **Hamburg** ist zu besetzen. Gehalt RM. 6000.— bis 11500.—.

Bewerbungen mit Lebenslauf sind bis 15. August dem Vorsitzenden des Kirchenvorstandes Dr. med. G. Marr, Hamburg 24, Graumannsweg 32 einzureichen.

In der Gemeinde **Köln-Lindenthal** ist die Stelle eines

Hilfspfarrers

zu besetzen. Als Bewerber kommt ein jüngerer Theologe (mit beiden Examen) in Betracht, der geeignet ist, mit sozialem Verständnis einen großen Pfarrbezirk selbständig zu leiten. Es steht in Aussicht, daß die Pfarrstelle in absehbarer Zeit etatsmäßig wird.

Bewerber wollen ihre Gesuche richten an das

Amt der Evangelischen Gemeinde Köln-Lindenthal, Lindenthalgürtel 32.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig-Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 4. August